

RISIKO

- 02 FINDEN SIE SICH AUCH AUF DIESER KARTE WIEDER? Kevin Rittberger
- 04 FLÜSSE Mazlum Nergiz
- 06 DIE WELT IST NICHT VERSICHERBAR John von Düffel
- 08 POPI Constanza Aguirre
- 09 PHILOSOPHIE EINES BESUCHS Adrian N. West
- 11 YOU CAN'T RUN FROM THE DEVIL SO LET THE DEVIL RUN FROM YOU Nora Khuon
- 13 DAS KREATIVE MOMENT DES WAGENS Siegbert A. Warwitz
- 15 HOODOS Oscar Olivo
- 16 LUFTKISSENBOOT Joshua Groß
- 18 FRAU RISIKO UND HERR WAGNIS spätzi kollektiv
- 20 IM GRENZGEBIET Özgür Uludag
- 22 YONA Nastasja Penzar
- 24 BAKKHAI Anne Carson

Ein Magazin über die Lust und die Gefahr des Wagnisses



Der Theaterwissenschaftler Hans-Thies Lehmann widmet das letzte Kapitel seiner berühmt gewordenen Studie *Postdramatisches Theater* einer „Ästhetik des Risikos“: ein rücksichtsloses Theater fordert er darin ein, das Extremsituationen von Gefühlen herstellt, „die immer auch die weiter auf Seite 03

HERAUSGEBER Niedersächsische Staatstheater Hannover GmbH, Schauspiel Hannover
INTENDANTIN Sonja Anders REDAKTION Nora Khuon, Mazlum Nergiz GESTALTUNG Philipp Baier,
Madeleine Hasselmann, Minka Kudraß COLLAGEN Ken China DRUCK QUBUS media GmbH
Schauspiel Hannover, Prinzenstraße 9, 30159 Hannover
schauspielhannover.de

01

SCHAUSPIEL
HANNOVER

NICHTS WIE WIR´S KENNEN Wir müssen nichts so machen wie wir´s kennen/Nur weil wir´s kennen, wie wir´s kennen/Wir können es vermeiden indem wir uns anders entscheiden/Wir sind die Zukunft und das Licht/Ihr könnt uns folgen, oder nicht/Und uns dann beneiden/Oder einfach wie versteinert stehenbleiben/Wir sind einfach zu verstehen, wir sind einfache Menschen/Wenn´s Geschenke gibt, dann nicht, weil wir uns welche wünschen/Sondern weil wir

FINDEN SIE SICH AUCH AUF DIESER KARTE WIEDER?

Kevin Rittberger

Risicare, lese ich nach, bedeutet in der Seeschiffahrt das Umsegeln einer Klippe. Das kommt mir ganz zupass, dass ich das schnell googeln kann. Ansonsten hätte ich zwar nicht im Trüben gefischt, aber doch etwas unbeholfen herumgekratzt am Lack, am Bootslack meiner Nusschale, die mich durch diesen Textfluss hindurchnavigieren soll.

Ich hätte riskiert, mich zu blamieren.

Ich hätte es nicht gewagt, einfach drauf los zu schreiben.

Wagnis, so lese ich nach, bedeutet etwas auf die Waage zu legen und nicht zu wissen, wie sie ausschlägt.

So, jetzt aber Schluss mit Google!

Gut, dass ich das jetzt weiß.

Schlecht, dass ich das schon wieder vergesse. Beim Styx! Ich vergesse nämlich viel, und wenn ich nicht sogleich drauf hinweise, dann riskiere ich vor allem, diejenigen zu enttäuschen, die mich vertrauensvoll mit Erzähltem befüllen.

Obwohl: Gut wiederum, dass ich das Gegoogelte schon wieder vergessen habe, denn nun laufe ich nicht Gefahr, dass ich hier nichts riskiere, denn riskieren hat doch immer etwas damit zu tun, nicht genau zu wissen wo es lang geht, oder nicht?

Ein Text über das Risiko sollte selbst riskant verfasst sein. Riskant ist es gewiss, zu Beginn keine Ahnung zu haben, wohin die Reise geht.

Wollen sehen, welche Karte hier entsteht.

Um bei der Nautik zu bleiben: Fast hätte ich in der fünften Zeile schon geschrieben: „Ich hätte riskiert, unterzugehen.“ Aber genau genommen wäre ich gar nicht untergegangen, denn so falsch hätte ich gar nicht gelegen, also so sehr wäre ich gar nicht ins Schwim-

men geraten. Ich hätte, ja, gut, ein wenig mit den Armen gerudert, aber auch nicht so, dass der Bademeister mir zu Hilfe geeilt wäre. Für ihn hätte es wie eine Übung ausgesehen, wie einer, der im Wattenmeer – nicht mal knietief – steht und mit den Armen kreisförmige Bewegungen macht. Ja, sagen wir, das geschieht im taiwanesischen Wattenmeer, und – Sie ahnen es nicht, da war ich mal! – das Wasser ist über dreißig Grad warm und draußen sind es sogar fünfunddreißig. Kein Spaß. Und Taiwan riskiert mit jeder Freimütigkeit, etwa dem Hissen einer eigenen, die Unabhängigkeit anzeigenden Flagge, von der gegenüber liegenden Küste Festland-chinas bombardiert zu werden.

Was ich sagen wollte, bevor ich offensichtlich riskiert habe, vom Metaphorischen ins Politische zu segeln, war eigentlich etwas anderes. Ich wollte mich semantisch treiben lassen, mich darauf verlassen, dass ich zur gegebenen Zeit schon noch Reserven hätte. Aber die Klippe des Politischen konnte ich nicht umschiffen. Oder: Ich lief auf politischen Grund. Welches Bild gefällt Ihnen besser?

Fast hätte ich eingangs, ohne zu googeln, losgeplaudert, dass ein Risiko sicher etwas mit Kybernetik zu tun hat. Ja, richtig, viel eher mit Kybernetik als mit Nautik! Nautik, die Führung eines Schiffes, Kybernetik die Steuerung. Oder, wenn Sie mich fragen: die Selbst-Steuerung.

Risicare wäre also, frei heraus, die Selbst-Steuerung derjenigen, die einen gefährlichen Kurs einschlagen. Oder die, ich will es ambiger halten, Steuerung der Selbst-Steuerung oder Befähigung zur Selbst-Steuerung. Und: Ein durch Menschenarbeit geschaffenes Wasserfahrzeug, das nicht so leicht kippt, an dem ein Erfahrungsschatz von hundertzwanzigtausend Jahren hängt, wird immer auch etwas Vertrauen vorschießen.

Stop! Nennen Sie mich jetzt nicht gleich Kontroll-Freak, nur weil ich mal ein paar Fakten ins Rennen werfe!

Also jedenfalls: eine gewagte These, nicht wahr, Steuerung auch als Selbst-Steuerung zu begreifen?

Wenn wir weiter riskieren, was wir derzeit riskieren, dann werden wir die Klippe aber nicht ohne Havarie umschiffen, dann gehen wir wirklich unter. Zumindest die, die nicht in ihrer Freizeit weiterhin knietief im warmen Wattenmeer stehen können. Die nächsten Klippen nämlich, das sind die klimatischen Kippunkte. Und um nicht vollends sonnenuntergangselig zu diesen Kippunkthorizonten hinzusegeln, bräuchten wir halt schon eine gewisse Befähigung zur Selbst-Steuerung, denn die Steuerung nimmt uns keiner mehr ab. Wir haben es uns und allen anderen

eingebrockt, also holen wir die Kohlen auch wieder aus dem Feuer. Und zwar so, dass sich die Löschaktion von der Fortschrittsmanie der vergangenen Jahrhunderte unterscheidet. Also so, dass wir nicht das gesamte Löschwasser verbraucht haben werden, wenn am Ende immer noch das Löschfahrzeug in Flammen steht. Und auch so, dass sich nicht ein Einzelner inszenieren kann, stellvertretend für die anderen die Kohlen aus dem Feuer zu holen.

Da wir aber, wenn wir zur Steuerung der Selbst-Steuerung befähigt sind, angesichts der fortgeschrittenen Zeit unbedingt waghalsig ins kalte Wasser springen müssen, können wir ganz auf unseren Mut setzen.

Im Falle der Klimakrise scheint uns der Mut aber längst verlassen zu haben. Wir riskieren nichts. Wir wägen ab, ja. Ein bisschen mehr Forstwirtschaft, ein wenig mehr nachhaltig, SUVs sind doof, aber Black Friday Shopping ist cool ... Komm, 2 Grad oder 2,5 Grad sind doch auch ´ne Leistung! Hm, lieber Gott? Komm, hab dich nicht so! Wir verteilen auch gleich noch etwas Grundeinkommen, unter uns, damit wir den ganzen Tag Netflix schauen dürfen, den Rest lassen wir eine Künstliche Intelligenz ausrechnen, und am Ende sagen wir: Du bist schuld, KI, an allem, du hast dich verrechnet!

Inzwischen taumeln wir ins Ziel: der rapiden Erwärmung, der Ressourcenknappheit, der fortwährenden Katastrophen und Kollapse, des Rette-sich-wer-Kann, der Robinsonaden, des Ende-der-Welt-der-Menschheit-wie-wir-sie-Kannten.

Natürlich gibt es kein Ziel. Natürlich ist das kein Ziel.

Nehmen wir also an, die perfekte Arche: solarbetrieben, sturmsicher, sie schippert auf ewig übers Meer, bei Wind und Wetter, sammelt noch all den Müll ein, der umhertreibt, macht daraus Spielzeug, Turnschuhe und Schiffstau und bringt Leute von A nach B, auch Leute, die nicht schon in A sind. Ooops, liebe Kinder, und natürlich auch die Nestrier!

Nehmen wir weiter an, das perfekte Luftschiff: ebenfalls energieautark, es schippert auf ewig durch die Lüfte, transportiert Gegenstände (ehemals: Waren), also brauchbare Güter von A nach B und retour und filtert dabei noch in großen Mengen Kohlenstoff aus der Luft.

Halt! Ich umsegle längst keine Klippe mehr. Ich riskiere nichts. Die Klimakrise ist ja mein Steckenpferd, mit dem ich mich sanftmütig wie das Trojanische Pferd in jeden Diskurs hineinziehen lasse.

Schon schlüpfte ich aus dem Bauch heraus und triumphiere über die Staunenden, die mich lieber gestreichelt hätten. Ich mache ihnen weiß, dass ihr Handeln keines ist, dass alles zu spät ist, was sie als

Möglichkeit des verletzenden Tabubruchs beinhalten.“ Was ist ein Tabubruch? Im Theater ist dieser immer dann gegeben, wenn die Distanz nicht mehr gegeben ist, die die Grenze „zwischen Saal und Bühne zu sichern schien.“ Ist diese Distanz nicht mehr stabil, zerrt die Wirklichkeit des Theaters uns vor ein Problem: dass wir als Zuschauer:innen uns nämlich vor dem, was da vor uns geschieht, verhalten müssen. Risiko als Zwang, Position zu beziehen. Risiko als Eingeständnis des Zusammenbruchs. Risiko als eine Mischung aus Nervenkitzel, Angst, Schauer und Hochgefühl, wie es der Autor Adrian Nathan West in seinem Beitrag *Philosophie eines Besuchs* für diese Ausgabe beschreibt.

Und was ist mit Extremsituationen – Situationen des Risikos – außerhalb des Theaters? Wie können wir den Tabubruch heute weiterdenken und produktiv machen? Wofür jetzt also eine „Ästhetik des Risikos“ nicht nur innerhalb der Wirklichkeit des Theaters, sondern in der Wirklichkeit des Alltags und der Gesellschaft? Welche scheinbar gesicherten Grenzziehungen und zerstörerischen Selbstverständlichkeiten lässt uns die Krise der Pandemie anzweifeln?

Was passiert, wenn wir etwas wagen, auf’s Spiel setzen – sei es eine persönliche Beziehung, ein Arbeitsverhältnis oder die Beziehung zur Natur oder zum Kapital? Welche inneren Abgründe und Monster wachen auf? Angst, Scham, Aggressionen, Selbstverletzung und auch Auslöschung. weiter auf Seite 05

Handeln ausgeben, dass nur eine radikale Kehrtwende überhaupt noch etwas bewirken könnte. Schon zücke ich den Weltagrabericht, den keiner lesen will.
Kassandra, was riskierst du, wenn du die schlechte Nachricht überbringst, dass es ohnehin zu spät sei für alles?
Hinter der Klippe kommt garantiert der Abgrund. Die Erde wird dem Menschen wieder zur flachen Scheibe. Alle Territorien vom Wasser eingeschlossen. Okeanos wird es richten.

Was denken Sie? Ist eine Steuerung zur Selbst-Steuerung noch möglich? Oder muss jemand das Ruder in die Hand nehmen und alle ein-geübten, gemeinsamen, langwierigen, – Achtung! – demokratischen Entscheidungsfindungsprozesse hinwegfegen, um bloß irgendwie und immerhin nur mit teilversehrter Besatzung durch den Sturm zu kommen?

Ein Drittel bis Viertel der Bevölkerung hierzulande etwa hält Autorität für etwas Sinnvolles. Nur sind diese autoritären Charaktere nicht für den drastischen Handlungsbedarf empfänglich, den die Klimakrise aufgibt. Wären sie dafür empfänglich und würden statt gegen Masken und Muslime für Klimagerechtigkeit protestieren, wäre das wirklich riskant. Es wäre die Morgenröte einer Öko-Diktatur. Aber von den Kindern, die nur am Freitag auf die Straße gehen und sogar mit den Vorständen der deutschen Großkonzerne auf Du und Du sind, müssen wir nichts Autoritäres erwarten. Eher lassen sie sich vor den Karren einer angeblich klimaneutralen Wasserstoff-Wirtschaft spannen, die ihre Schadstoffe doch bloß wieder woanders emittiert.

Ach herje, Zynismus. Das ist nicht riskant. Ein Text über das Risiko muss dringend etwas wagen und optimistisch argumentieren. Aber niemals zynisch.

Es ist riskant, dass die Privatisierung in der Pandemie fortschreitet, während das öffentliche Klima auf Hosentaschenformat schrumpft. Es ist riskant, dass die Kluft zwischen Vermögenden und Habenichtsen größer wird. Es ist riskant, wenn die Pandemie ungleich zuschlägt und die Risse schon vorher deutlich sichtbar waren.

Viel war nach der Finanzkrise von 2007 von Alternativen zum real existierenden Kapitalismus die Rede. Immer enger wurden stattdessen die Stellschrauben in Richtung von noch mehr Privatisierung gedreht. Das Private ist aber nicht das Politische, wenn es nicht verhandelt werden kann. Wenn sich keiner mehr auf einer Demonstration unterhaken darf, um die Forderung kollektiv herauszuschreien. Wenn sich auf den öffentlichen Plätzen keine Menge mehr einfinden darf. Und nicht zuletzt, wenn nicht mehr gemeinsam und auf Tuchfühlung gegessen, getrunken, getanzt und gesungen wird. Wenn Leute sich nicht mehr als Publikum erfahren dürfen.

Es ist riskant, wenn die alternativlose Ökonomie am vehementesten geschützt wird und diejenigen zurückstecken, die ohnehin zurückstecken.

Es ist riskant, wenn wir nur noch mittels kapitalistischer Sachzwänge in Kontakt miteinander kommen.

Es ist riskant, wenn die Ästhetik der Versammlung trotz anwachsender Krisen verbannt wird.

Ästhetik bezeichnet auch einen gemeinsamen Raum, der rituell wahrgenommen wird. Sie ist die gemeinsame und entgrenzende Erfahrung von mehr als einem Menschen. Sie sprengt das Private. Sie ist das, was TikTok algorithmisiert, aber nie ersetzt. Ästhetik lokalisiert und materialisiert kulturelle Phantasie zwischen Körpern. Sie zeigt, dass mit offenen Augen geträumt werden darf. Ich darf wahrnehmen, dass neben mir gelacht und geweint wird. Ich darf in Gesellschaft aufgebracht und gerührt sein. Ich darf den Atem der anderen im Nacken spüren.

Es ist riskant, wenn wir Menschen zurücklassen, die wir retten können.

Es ist riskant, wenn sich nur diejenigen Privatisierung leisten können, die sich um Sorgearbeit drücken.

Es ist riskant, wenn die einen leise und respektvoll sind und die anderen das Recht, Rechte zu haben, nur für sich verpachten.

Was finden Sie riskant? Gesetz, die Welt rückt mir endlich auf die Pelle: Finden Sie sich auch auf dieser Karte wieder?

Bildnachweis home schooling for grown-ups: www.visualcapitalist.com/wp-content/uploads/2020/04/pangea-map-with-modern-borders.html"

Kevin Rittberger, *1977, ist Autor und Theaterregisseur. Er ist Gewinner des Kurt Hübner Regiepreises, des Jürgen Bansemmer & Ute Nyssen Dramatikerpreises. Am Schauspiel Hannover entwickelte und inszenierte er das Stück *The Männly. Eine Menschtierverknotung*. Er lebt in Berlin.

Natürlich gibt es kein Ziel.



leben/Uns bewegen/Und wir nehmen/Bitteschön was uns gehört, wenn’s nicht stört/Wir wirren voraus und das kaum geradeaus/Da ist kein Weg, wir treiben/Aber alles besser als stehen zu bleiben/Wir müssen nichts so machen wie wir’s kennen/Nur weil wir’s kennen, wie wir’s kennen/Wir müssen nichts so machen wie wir’s kennen/Nur weil wir’s kennen, wie wir’s kennen/Wir

FLÜSSE

Mazlum Nergiz

Mein erster Lektor rief mich an und fragte, ob ich an einem Podiumsgespräch über autobiografische Täuschungen teilnehmen wollte. Er hatte mittlerweile die Leitung eines Literaturfestivals übernommen. Ich wusste nicht, was ich beizutragen hatte (oder was ’autobiografische Täuschungen’ meinte), aber ich bekundete höflich mein Interesse an seinem Programm und bat ihn, auch höflich, um einen Gefallen: ob es möglich wäre, in der Stadt, in der das Literaturfestival alljährlich stattfand, zu bleiben, und ob er mich bei diesem Vorhaben unterstützen könnte. „Warum?“, fragte er mich. Ich lag auf meinem Sofa, als er mich anrief. Die dicken Vorhänge waren fest hinter den Scheiben zugezogen. Alle Lichter ausgeschaltet. Dunkelheit umgab mich. Das wenige Licht, das an diesem Nachmittag durch die Vorhänge kroch, ließ die Konturen aller Gegenstände in meinem Zimmer dumpf und unheimlich leuchten. Mir wurde klar, dass er überhaupt nichts über mein Privatleben wusste. Ein Gefühl von ernsthafter Intimität ergriff mich. „Warum?“, fragte ich mich. „Bitte, kann ich einfach kommen und bleiben?“ Er versprach, mir eine Atelierwohnung des Kulturprogramms der Stadt zu besorgen, und wünschte mir alles Gute.

Ich hatte nicht ausgepackt, als ich ankam. Ich rief meinen Freund an, und sachlich erklärte ich ihm, dass es mir von nun an nicht mehr möglich wäre, einen Raum zu beschreiben, der uns beide enthielte. Er verstand nicht, was ich damit meinte, und ich, ehrlich gesagt, auch nicht. „Warum?“, hatte er mich nach einem sehr langen Moment der Stille gefragt. „Warum?“, fragte ich mich schon wieder. „Ich muss die Architektur einbrechen sehen, auf der ich mein Leben aufgebaut habe. Ich bin mir sicher, dass ich dabei nichts anderes hinterlasse als die bloße Idee von Kontrolle, und um das Skelett dieser Mutmaßung zu sehen, muss alles verbrennen und zerschmelzen. Ich stehe am Abgrund von etwas, nichts und niemand wird mich halten, wenn ich bei dir bleibe.“ Das wollte ich ihm gerne sagen. „Ich kann meine Geschichte nicht jedem erzählen“, setzte ich stattdessen an.

„Vielleicht kann ich sie auch nur einer einzigen Person erzählen. Vielleicht auch niemandem. Du bist diese Person jedenfalls nicht.“ Um absolute Klarheit (wie klar kann ein Moment werden?) zu schaffen, ließ ich ihn wissen, dass ich nicht beabsichtigte, zurückzukehren, weder in unsere Wohnung noch in die Stadt, und fügte zum Schluss noch hinzu: „Diese Beziehung ist beendet.“

Ich verließ die Wohnung, um die sich mein ehemaliger Lektor bemüht hatte, direkt nach meiner Ankunft. Pakte nicht aus und lief durch die Stadt. Es war unmöglich, mir Interesse für die Stadt einzubilden. Ich wusste, wohin ich wollte. Ich hatte Freunde um Empfehlungen gebeten, bevor ich abreiste. Ich hämmerte dreimal an die schwarze Tür des Darkrooms. Meine Schläge hallten in der Seitengasse, in der ich mich befand, nach. Ich zog an der Tür, aber diese war geschlossen. Brauchte es einen Code? Aber es kam niemand, der mich nach einem Passwort fragte. Sanft lehnte ich mich an die Tür. Ich blickte in den Himmel, der immer schon da war. Ich zog von einer Wolke zur nächsten. Landschaft muss sich nicht mit mir beschäftigen. Ich aber. Und alles erhält erst Bedeutung, sobald ich hinschaue.

Mittlerweile kniete ich auf dem Boden, immer noch an der Tür lehrend. Ich hörte Schritte auf mich zukommen, aber konnte meinen Blick nicht vom Himmel abwenden. Die Sonne war schon längst untergegangen, aber das Licht verschwand nicht, es war unklar, woher es kam, es kam von überall, als ob eine Sonne sterben würde. Ein diesiger Regen, der schon den ganzen Tag fiel, ließ die Konturen aller Dinge, Häuser, Autos und Menschen brüchig wirken. Die Tür rammte sich in meinen Rücken, und kurz konnte ich nicht mehr atmen. Ich stützte mich mit meinen Händen auf dem Boden ab und röchelte heftig. „Was machst du hier?“ Spucke floss aus meinem Mund auf den Boden. Der kleine Teich unter meinem Mund ließ den Teer glänzen. Er griff unter meine Schultern, stützte mich auf und presste mich gegen die Eingangstür. „Alles in Ordnung?“ Mein Atem beruhigte sich wieder ein wenig. „Habt ihr zu?“, fragte ich ihn. Der Mann hatte keine Haare mehr, wollte sich aber auch keine vollständige Glatze zulegen, was ihn leicht schmutzig aussehen ließ. Er trug nur ein Poloshirt und eine schwarze Jogginghose. Sein

Körper leuchtete schwach und setzte sich immer neu in wahnsinnigen Formationen zusammen wie ein weit entfernter Schwarm phosphoreszierender Fliegen. Er glühte, trieb und zersetzte sich. „Wir haben es extra auf unserer Website gepostet. Geschlossen. Für eine Woche. Mindestens.“ Er stand mir jetzt gegenüber und zündete sich eine Zigarette an. Ich beugte mich leicht nach unten und stützte meine Arme auf meinen Oberschenkeln ab. Ich wollte weiter Spucke aus meinem Mund laufen lassen, aber das schien mir jetzt nicht mehr angebracht. „Warum?“, fragte ich ihn. Er zog fest und gierig am letzten Rest seiner Zigarette, schnipste sie knapp an mir vorbei und atmete aus. „Ein Gast hat sich in unserem Käfig eingesperrt. Hat sich ganz alleine mit GHB und was nicht noch zugedröhnt. Paar Gäste waren genervt, an der Bar zogen sie über ihn her, dass er unerreichbar spielt. Dornröschen hinter Gittern. Hat den ganzen Abend auf niemanden reagiert. Was soll das, dich in einen Käfig einsperren und überdosieren? Am nächsten Morgen haben wir ihn gefunden. Habe versucht, ihn zu wecken, sein halber Arsch steckte ja noch im Käfig. Dachte, der würde sich nur ein bisschen ausruhen.“ Vielleicht hatte er nur aus Mitleid darüber, dass er mir die Tür in die Rippen gestoßen hatte, angefangen zu erzählen, was passiert war. Er zündete sich wieder eine Zigarette an und beschrieb mir, wie er aussah, als er ihn gefunden hatte. „Stinkendes Stück Scheiße, alles voll mit roten Flecken.“ Er stand immer noch unter Schock. Vielleicht war ich auch der Erste, mit dem er darüber reden konnte. „Ich kannte ihn nicht. Aber niemand hier kannte ihn. Niemand.“ Ich antwortete, dass es nur Einbildung wäre, Mitgefühl für das verschwundene Leben zu empfinden, das man nicht kannte, und dass man nur um etwas trauern könnte, das man liebt. Dann fragte ich ihn noch nach anderen Orten zum Cruisen in dieser Stadt, und damit stellte ich mich als Tourist bloß. „Einfach dem Fluss Richtung Westen folgen“, erklärte er mir, während er die Tür wieder aufschloss. „Nicht den Fluss überqueren, bleib auf dieser Seite. Die Gebäude am Hafen stehen leer, sind aber voller Männer.“

Ich bereitete mich am nächsten Tag auf die bevorstehende öffentliche Diskussion vor. Ich begann mit Notizen und fokussierte mich auf die Erfahrung der Lust im Akt der Täuschung. Ich schrieb auf, dass diese mir erlaubte, mich der Wahrheit

ungefähr zu nähern, aber nur so weit, wie ich es wollte. Was ich wirklich fühlte, unterdrückte ich durch das, was ich stattdessen begehrte, und ich wandte meine ganze Kraft auf, nichts an die Oberfläche spülen zu lassen. Ähnlich wie Treibgut am Strand konnte ich durch dieses Verfahren erkennen, was da war, aber ich blieb stets in der beruhigenden Unkenntnis darüber, wie viel davon noch in mir steckte.

Ich verließ das Haus. Der Himmel war ein dumpfes Rot. Ich erreichte die nächstgelegene Brücke, doch überquerte diese nicht und folgte langsam dem Fluss Richtung Westen.

Flüsse haben mich schon immer interessiert. Flüsse sind, anders als Meere, weder formlos noch maßlos. Das Chaos eines Flusses ist gedämmt. Eine begrenzte Welt. Der Körper dieser Welt: immer in Bewegung. Treiben, gleiten, bewegen und bewegt werden. Ich glaube, ich kann jeden beliebigen Fluss überqueren, aber ich habe Angst vor dem Ozean. Einen Fluss zu überqueren ist ein Transport, vielleicht auch ein Bruch mit der Gegenwart. Ich verlasse das Hier und Jetzt für ein Dann und Dort.

Warten auf Einbruch der Nacht. Männer auf beiden Seiten des Flusses tauchten in diesem abgelegenen, verlassenen Teil der Stadt auf, und ich wusste, dass ich den richtigen Weg einschlagen hatte. Sie alle marschierten in dieselbe Richtung. Ich setzte mich auf eine Bank. Es war immer noch nicht dunkel. Am mir gegenüber liegenden Ufer trainierte ein Mann. Er trug kurze schwarze Shorts und einen dicken grauen Pull-over. Sein Schweiß ließ ovale Flecke auf dem Pull over sprießen. Ich hörte ihn nicht atmen, nur den Aufschlag des Springseils. Seine Beine sprangen schnell und völlig synchron im Takt hoch. Der Himmel hinter ihm glühte. Ich war hier, in dieser Stadt. Vielleicht würde ich bleiben. Das war alles, was ich in diesem Moment wusste. An dieser Kreuzung zwischen Erde, Luft und dem Wasser wartete ich darauf, den Mann wegfiegen zu sehen. Es gab keine Ufer mehr. Nur noch Verbindungen. Ich wollte in den Fluss springen, aber ich war paralysiert. Meine Vermutung, dass ein Fluss begrenzter wäre als ein Meer, war den Strom heruntergespült worden. Meine Vermutung von

Sicherlich. Vielleicht aber auch: Wagnis, Neuanfang und Hoffnung.

Vielleicht könnte der gegenwärtige Tabubruch einer sein, die Distanz zwischen Weitermachen und Nichtsmachen aufzuheben? Wandel utopisch zu denken: Utopie als Negation dessen, was ist und, viel wichtiger, als Wille, dass es anders sein kann. Wie viel Wagnis halte ich aus? Wie viel eine Gesellschaft?

In unserer zweiten Ausgabe haben wir Autor:innen gebeten, sich mit diesen Fragen auseinanderzusetzen. Der Künstler Ken China hat eine leuchtende Serie von Collagen angefertigt, die die Fragilität des wohl risikoreichsten Materials überhaupt ins Zentrum rücken: Glas. Entstanden ist ein Heft über Situationen der Instabilität und des Kontrollverlusts, von Rissen, die gefährlich werden können, die uns aber auch auf noch zu betretende Gelände führen, auf denen wir wagen dürfen, neu zu denken, neu zu handeln. Weltkarten voller Potentialität und konkreten Möglichkeiten des noch nicht Eingetretenen. *Nora Khuon und Mazlum Nergiz*

Sicherheit durch Begrenzung löste sich in den schaumig schlagenden Wellen des Flusses auf. Die Wellen wurden kräftiger und schlugen höher. Die Grenze des Flusses war nichts anderes als eine Täuschung. Ich hätte die Wellen mich in den Ozean tragen lassen können. Das war alles, was ich wollte. Deswegen war ich hier. Ozean werden. Formlos. Maßlos. Chaos. Unbegrenzte Welt. In den Ozean schwimmen und ertrinken. Meinen Mund öffnen und alles Wilde, Unbezahlmbare, etwas, das lebt, in mich hineinlassen. Ich konnte mich immer noch nicht bewegen. Ich blieb auf der Bank sitzen. Still. Mein Blick wanderte herunter und ich bemerkte, dass meine Hose nass und warm war. Ich wartete. Ließ alles ablaufen. Endlich konnte ich mich wieder bewegen und verließ das Flussufer.

Ich betrat das Gelände einer verlassenen Autowaschanlage. Zerfetzte Reifentürme lagen am Haupteingang. Entkernte LKWs bildeten Gassen in der Dunkelheit. Diese wurde gelegentlich von glühenden Zigaretten aufgerissen. Als ich das Gebäude betreten wollte, tauchte ein kleiner fetter Mann aus dem Nichts auf. Dicht kam er an mich heran, griff nach meiner Hand, und zusammen liefen wir zurück zum Pier. Er erzählte mir, dass nach dem letzten Krieg die städtische Autobahn, die dieses Gebiet der Stadt mit dem Rest verband, bombardiert worden war. Was die Gegend, in der sich hauptsächlich der Großmarkt befand, so gefährlich machte, lockte die Männer an: Lange Korridore ermöglichten das Umherwandern. Löcher in den Türen: ideale Spione. Zerbrochene Fenster und Bodendieleen: zufällige, wenn auch nicht ungefährliche Glory Holes. „Zeit liegt hier auch in den Ruinen.“ Man erzählt sich, führte er fort, während seine kleine Hand in meiner nassen Unterhose landete, dass der Geschäftsmann, der diesen Großmarkt gründete, ein leidenschaftlicher Sammler von Frauenleichen war, dass er diese auf ziellose Reisen schickte, nämlich vom Kanal zum Fluss bis ins Meer. Ich war mir sicher, dass er Geschichten durcheinander brachte, weil es mir schwerfiel nachzuvollziehen, warum ein Mörder und Sammler von Frauenleichen ausgerechnet diese Stadt, so weit entfernt vom Ozean, für sein Vorhaben aussuchen sollte. Ich zog seine angenehm warmen Hände aus meinem Schritt, wünschte ihm eine gute Nacht und kehrte zurück

auf das Gelände. Ich spürte, dass er mich weiterhin anstarrte. Als ich mich umdrehte, verschwand er in der Nacht.

Ich erreichte endlich die stillgelegte Autowaschanlage. Auch hier die Überreste von vielleicht fünf oder sechs LKWs. „Sleep comes dropping“ stand in riesigen weißen, schwarz umrandeten Buchstaben auf der Wand geschrieben. Ich blickte nach oben. Das Dach war fast vollständig eingestürzt. Jemand musste versucht haben, dieses Gebäude anzuzünden. Oder vielleicht hatte auch nur eine weggeworfene Zigarette den Brand verursacht. Ich beobachtete die Männer, wie sie vorsichtig um die verkohnten, heruntergefallenen Balken, verrosteten Metalle und zerbrochenen Fenstergläser herumspazierten. Als ob sie jeden Moment erwarteten, dass die Architektur auf sie niederregnete und sie und ihre umherziehenden Körper auflöste. Diese ihre Körper würden dann Teil der Vergangenheit werden, von der diese Ruine Zeugnis ablegte. Und Zeit, ein konstanter, unangeregter Strom, floss in Richtung der grauen degenerierten Sterne, die die Vergangenheit in sich bargen, um sich dann langsam im Nichts aufzulösen. Zerstörung, Ausweitung und Zeit bedeuten dem Körper gleichviel.

Auch diese Nacht gehörte ich keinem. Ich wanderte durch das Brachland: verrottende und mit Sperma befleckte LKWs, übersät mit leeren Flaschen, Nadeln, benutzten und unbenutzten Kondomen. Ruinen, die den Männern Unterkunft anboten. Ich reagierte nicht auf Blicke und Zeichen, achtete darauf, niemandem direkt in die Augen zu gucken, und lief zurück in meine Wohnung, die mir mein ehemaliger Lektor besorgt hatte, in dieser mir fremden Stadt.

Mazlum Nergiz, *1991, ist Dramaturg, Autor und Hörspielmacher. 2019 hat er den EDIT Essaypreis gewonnen. Sein Essay *Falten & Inseln* ist 2020 bei Matthes & Seitz erschienen. 2021 hat ihm das Schauspielhaus Wien das Hans-Gratzer-Stipendium verliehen. Seit 2019 ist er Dramaturg am Schauspiel Hannover.

Zerstörung, Ausweitung und Zeit bedeuten dem Körper gleichviel.

04 05

müssen nichts so machen wie wir’s kennen/Wir müssen nichts so machen wie wir’s kennen/Nur weil wir’s kennen, wie wir’s kennen/Wir müssen nichts so machen wie wir’s kennen/Nur weil wir’s kennen, wie wir’s kennen/Wir müssen nichts so machen wie wir’s kennen/Nur weil wir’s kennen, wie wir’s kennen/Wir müssen nichts so machen wie wir’s kennen/Nur weil wir’s kennen, wie wir’s kennen/Wir müssen nichts so machen wie wir’s kennen/Nur weil wir’s kennen, wie wir’s kennen/Wir müssen nichts so machen wie wir’s kennen/Nur weil wir’s kennen, wie wir’s kennen/

DIE WELT IST NICHT VER-SICHERBAR

John von Düffel

Prof. Dr. Jochen Streul, Risikoforscher und langjähriges Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats der Bundesregierung für Globale Umweltveränderungen (WBGU), im Gespräch mit John von Düffel über Risikotypen, Schadenswahrscheinlichkeiten und Schicksal.*

Herr Professor Streul, in Ihrer aktiven Zeit als risikopolitischer Berater der Bundesregierung haben Sie bereits 1999 in Bonn eine wegweisende Risikotypologie mitentwickelt. Dabei beschreiben Sie Modelle von verschiedenen Bedrohungen für die Menschheit – mit klangvollen Namen: *Pandora* für den Fall einer irreversiblen Einwirkung von Stoffen auf das biologische Leben durch beispielsweise Umweltgifte oder Gentechnik; *Hydra* bei einer Mehrdeutigkeit und Uneinigkeit über Ursache und Schaden wie etwa beim Elektromog; oder *Kassandra* bei einer großen zeitlichen Spanne zwischen Ursache und Schadensfall, siehe Klimawandel, um nur einige zu nennen. Wie beurteilen Sie die Gefahrenlage heute?

Ich hoffe, dass wir in diesem Gespräch nicht nur über die Pandemie reden, aber eines hat Corona zumindest deutlich gemacht: Globale Risikopolitik ist heute nötiger denn je. Die Politik muss sich auf unterschiedliche Risikotypen einstellen, von denen wir im Wissenschaftlichen Beirat seinerzeit einige herausgearbeitet haben, übrigens ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Deswegen plädiere ich auch weiterhin für die Gründung eines Rats zur Bewertung globaler Risiken. Der WHO sollten wir das Feld nicht überlassen, wenn wir den Ereignissen nicht chronisch hinterherlaufen wollen.

Wozu überhaupt? Was nützen sie im Ernstfall? Das kommt darauf an, was Sie unter „Ernstfall“ verstehen. Den Weltuntergang? Dann nützt auch die beste Typologie nichts. Doch aus Sicht der Risikoforschung wäre das nur das Schadensereignis und statistisch wie politisch nicht der Fokus. Es geht mehr um Gefahren als um die Katastrophen an sich. Und diese Gefahren sind vielfältig und gleichzeitig. Der Ernstfall ist jetzt.

Was können wir also von Ihren Modellen erhoffen? Ein besseres Verständnis für den Gefahrenkontext, in dem wir uns befinden, und den statistischen Risikoverlauf. Das ist deshalb so wichtig, weil wir unserer eigenen Gefahrenwahrnehmung nicht trauen können, weder als Einzelne noch als Gesellschaft und auch nicht auf der Ebene der politischen Entscheider. Nehmen Sie das Modell *Damokles*, das für eine Kombination von geringer Wahrscheinlichkeit und hohem Schadensausmaß steht wie der Bruch eines Staudammes oder der Supergau eines Atomkraftwerks. Nach dem Mythos schwebte das Damoklesschwert an einem einzigen seidenen Faden über dem Kopf desjenigen, der an einer reich gedeckten Tafel saß wie ein König und scheinbar die Macht hatte, vor allem aber Todesangst. Interessanterweise transformiert unsere Gefahrenwahrnehmung diese lebensbedrohliche Situation mit zunehmender Dauer in Normalität. Wenn der Ernstfall länger nicht eintritt und der seidene Faden hält, dann gewöhnen wir uns an Gefahren und blenden das Risiko aus. Unser Bewusstsein folgt dem Muster: Was in der Vergangenheit gutgegangen ist, das wird auch in der Zukunft gutgehen. Doch gerade das ist aus statistischer Sicht ein Irrtum.

Weil ...? Der Faden wird dünner und reißt, das Fass füllt sich mit jedem Tropfen und läuft irgendwann über. Soll heißen: Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Staudamm bricht oder ein AKW Strahlung freisetzt, steigt mit der Zeit, während unsere Gefahrenwahrnehmung in die Unterschwelligkeit absinkt. Das Niveau unserer Denkmuster liegt, was das betrifft, nicht weit über dem eines Hausschweins. Die Hand, die es Tag für Tag füttert, ist eben nicht ungefährlich. Sie wird irgendwann mit dem Bolzenschussgerät kommen und – zack!

Angesichts unserer unzuverlässigen Gefahrenwahrnehmung: Was ist Ihrer Einschätzung nach das größte Problem? Wissenschaftlich formuliert: das Monothematische. Wir lassen uns von Ängsten leiten und starren meist auf eine einzige Bedrohung wie das Kaninchen auf die Schlange. In der Hinsicht gleichen wir einem Spaziergänger, der bei Gewitter immerzu in den Himmel guckt und vom LKW überfahren wird. Mit dieser emotional gesteuerten Gefahrenwahrnehmung hat die Menschheit keine Chance zu überleben, glauben Sie mir.

Sehen Sie das Monothematische auch als ein Problem der Corona-Krise?

Nicht als ein Problem, sondern als das Hauptproblem! Ich fürchte, wenn wir in ein paar Jahren auf diese Krise zurückschauen, werden wir feststellen – falls wir das noch können –, dass wir vor lauter Fixierung auf diese eine Gefahr eine ganze Reihe von viel größeren und grundlegenderen Gefahren außer Acht gelassen haben.

Zum Beispiel den Klimawandel und die daraus resultierenden Extremwetterlagen? Über den Klimawandel wurde auch viel geredet, und er war ein Monothema in den Jahren zwischen Flüchtlingskrise und Corona. Doch medial wurde er behandelt wie ein Sommerloch: eine Art Dauerproblem, über das man diskutiert, wenn es gerade nichts Dringenderes gibt, ein bisschen wie das Wetter zwischen *Tageschau* und *Tatort*. Das hat mit dem speziellen Risikotypus zu tun. Wenn zwischen der Ursache, sprich dem Ausstoß von Treibhausgasen, und der Wirkung – Erderwärmung, Extremwetter, Naturkatastrophen – zu viel Zeit liegt, entkoppelt sich unser Handeln von seinen Folgen, allerdings nur in unserer Wahrnehmung. Die Tatsache, dass die Wirkung mit großer Verzögerung auftritt, heißt auch, dass wir sie ab einem gewissen Zeitpunkt nicht mehr aufhalten können, egal, was wir tun. Im Beirat haben wir das Phänomen aus diesem Grund nach der berühmten Seherin *Kassandra* genannt, die weit vorausblickt, ohne dass ihr jemand glaubt.

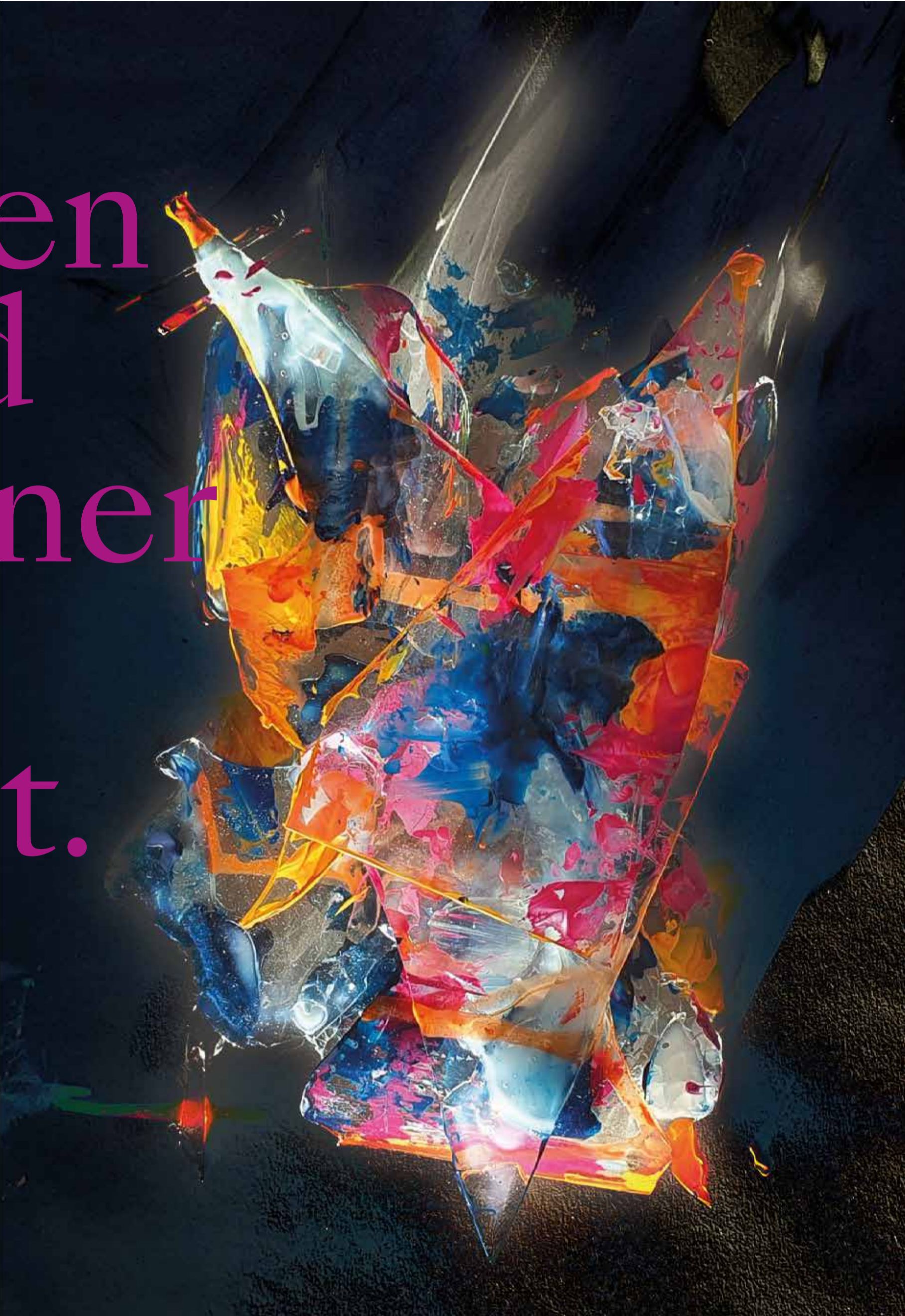
An Corona hat zuerst auch niemand geglaubt, und jetzt ... Über Corona wird und wurde viel zu viel geredet, wie gesagt. Und ich möchte diesem Moloch an Monothematik keinen Satz mehr als nötig in den Rachen schmeißen. Aber auch das hat mit dem Risikotypus der Krankheit zu tun. Der Kranke ist auf seine Krankheit fixiert, der Gesunde, der die ganze Zeit nur noch von Krankheit hört, wird zum Hypochonder. Beide sind von diesem einen Thema wie besessen, als gäbe es keine anderen Probleme auf der Welt.

Noch eine letzte Frage dazu: In welche Ihrer Risikokategorien ordnen Sie die Pandemie ein? Eindeutig *Pandora*. Die Büche der Pandora wurde aufgemacht, der Erreger ist in der Welt und kann nicht wieder eingefangen werden. Uns bleibt nichts anderes übrig als mit dem Übel zu leben oder zu sterben. Womit ich übrigens nicht gesagt haben will, dass das Virus aus irgendeinem Labor stammt und herausgelassen wurde. Die Büchse der Pandora geht auch auf, wenn für die gesamte Tierwelt alle anderen Lebensräume zugemacht werden.

Was läuft also falsch? Das Verheerende am Monothema ist nicht nur, dass es alle anderen Probleme aus unserem Bewusstsein verdrängt. Es überragt auch den Kontext und steht scheinbar einzigartig da. Als Referenz zur Pandemie heute wird allenfalls die Spanische Grippe angeführt – das ist mehr als hundert Jahre her – oder die Pest. Aber der Kontext ist nicht hundertjährig, sondern jetzt. 2020 war das Jahr der brennenden Wälder, angefangen von den Buschbränden in Australien über die Brandrodungen im Regenwald, die Flächenbrände in Sibirien und die Feuer in Kalifornien. Deutschland ist in 2020, was das angeht, glimpflich davongekommen, aber es hat das Symbolbild dafür geliefert: das Silvesterfeuer im Krefelder Zoo. Die in ihrem Käfig am lebendigen Leib verbrennenden Affen stehen aus meiner Sicht deutlicher als alles andere für unser gestörtes Naturverhältnis. Corona ist nur ein Symptom dieser Störung, so wie die verlorenen OP-Masken, die man neuerdings immer häufiger bei Waldspaziergängen findet und die noch nicht verrottet sein werden, wenn kein Mensch mehr von Corona redet. Kurzum, wir nennen etwas „Pandemie“ und meinen, wir hätten damit einen Zusammenhang hergestellt. Aber über den Gesamtkontext der Naturzerstörung reden wir nicht. Wir sprechen nicht aus, dass wir den Planeten so schlecht behandelt haben, dass unsere zerstörerischen Methoden auf uns zurückschlagen und die Zerstörung uns zerstört. Aus meiner Sicht – Sie kennen meine Vorliebe für die alten Griechen – tritt das Verhältnis von Mensch und Natur mit den Temperaturanstiegen der letzten Jahre ins Stadium der Nemesis ein. Wir sind dem Planeten zu viel geworden. Die Erde will uns loswerden, zumindest in unserer bisherigen Lebensform und Lebensweise. Die Krankheit im ursächlichen Sinne sind wir.

Jetzt reden Sie über Corona ... Über den Kontext von Corona! Auf einer politisch-operativen Ebene haben die Akteure und ihre Berater den Kampf für die Gesundheit und das Gesundheitssystem ausgerufen. Auf einer übergeordneten Ebene, die den Kontext in Betracht zieht, verteidigen wir die Krankheit – und zwar um jeden finanziellen, gesellschaftlichen, kulturellen und zwischenmenschlichen Preis. Wir „verteidigen“ eine ungesunde, ausbeuterische und destruktive Lebensweise. Mit anderen Worten: Wir sind die Angreifer. Und wir bringen gerade einen gigantischen medizinisch-pharmazeutischen Apparat

Der Faden wird dünner und reißt.



in Stellung, um 2021 zum Jahr milliardenfacher Impfungen zu machen, einer globalen Injektion mit dem Kriegsziel, am Ende so weitermachen zu können wie bisher.

Um auch das Positive zu sehen: Erleben wir nicht gerade eine engere Zusammenarbeit zwischen Politik, Forschung und Wissenschaft als je zuvor in Ihrer aktiven Zeit? Das müsste Sie doch eigentlich freuen ...

Politik und Wissenschaft sind enger zusammengedrückt, ja, das ist wahr, aber leider auch nur zur Hälfte. Es gibt eine wissenschaftliche Detailexpertise, die bei den Beratungen der Bundesregierung eine entscheidungsrelevante Rolle spielt. Aber es fehlt jedes größere Bild, eine Gesamtperspektive. Leute, die nie ein Labor von innen gesehen haben, reden von Covid-19, mRNA und B.1.1.7 wie virologische Laiendarsteller, aber eine übergeordnete Reflexion fehlt völlig. Auf der nächsthöheren Ebene wissen wir überhaupt nicht, was wir tun. Das ist blinder Aktionismus, genauer gesagt, Re-Aktionismus im Umgang mit Zahlen, die nur einen Bruchteil des Geschehens abbilden und die wir nur zu einem Viertel verstehen. Solange wir nicht auch eine größere Rahmendiskussion führen, handeln wir weder politisch noch wissenschaftlich vernünftig, sondern wie Fachidioten.

Damit subsumieren Sie unser Verhalten unter Ihr Gefahrenmodell *Pythia*, benannt nach der weissagenden Priesterin des Orakels von Delphi, die im Trancezustand und mit Rätselsprüchen die Zukunft verkündete?

Pythia steht für die Kombination von unbekannter Wahrscheinlichkeit und unbekanntem Schadensausmaß, also dafür, dass wir nach der Prognose so klug sind wie vorher und im Grunde gar nichts wissen. Diese Ungewissheit ist bedauerlicherweise der augenblickliche Weltzustand: eine Gefahrenlage, die sich jeder Kalkulation entzieht. Ich habe als Versicherungsmathematiker angefangen, im Bereich Risikokalkulation und Schadensstatistik. Das war damals ein gut bezahlter Job. Heute ist das sinnlos. Selbst wenn es möglich wäre, alles auszurechnen unter Einbeziehung sämtlicher Faktoren und Unbekannten, wir könnten mit dem Ergebnis nichts anfangen. Die Welt ist nicht mehr versicherbar. Schauen Sie sich die jüngsten Zahlen der Versicherungswirtschaft an, insbesondere der Rückversicherer. Ein seriöses, Sicherheiten und Auffangnetze schaffendes Haftungs- und Gewährleistungsgeschäft existiert nicht mehr. Wir spielen nur noch Katastrophen-Lotto.

Das klingt nicht gerade optimistisch ... Doch, doch. Wir sind zum Optimismus verdammt. Als Letztes in der Büchse der Pandora bleibt die Hoffnung.

Aber haben wir noch reelle Handlungsoptionen? Was können wir tun?

Mein Vater, wissen Sie, wurde in den letzten Kriegsmonaten – trotz seiner achtzigprozentigen Schbehinderung – noch zwangsrekrutiert und an die Ostfront geschickt, an eine Verteidigungslinie in der Ukraine. Das war eine sehr reelle Gefahrenlage, um nicht zu sagen, ein Todesurteil, und vielleicht kommt mein Interesse für Risikoberechnung daher. Jedenfalls werde ich nie vergessen, wie ich – viele Jahre später – während meiner Doktorarbeit über lauter Zahlen saß und er zu mir ins Zimmer kam. Wir redeten über Wahrscheinlichkeitsrechnung und landeten bei seiner Zeit als Halbblinder im Schützengraben, dessen Überlebenschancen gegen null gingen. Manchmal, sagte er, hätten nur Millimeter gefehlt. Doch nachdem so viele Kameraden gefallen seien, links und rechts neben ihm, Soldaten, die viel besser ausgebildet waren und das Mündungsfeuer sehen konnten, habe sich in ihm ein Gefühl von Schicksal breitgemacht, eine Art schicksalhafte Gewissheit, dass es irgendwo da draußen eine Kugel gab, auf der sein Name stand und die darauf wartete, abgefeuert zu werden, um ihn zu treffen und zu töten, egal, ob er in Deckung ging oder voranlief, egal, was er tat, unabhängig von jeder Wahrscheinlichkeit und Statistik.

Und was hat er getan? Er hat sich geduckt und gerechnet.

Herr Professor Streul, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* Anmerkung des Autors: Es besteht eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass dieses Gespräch frei erfunden ist und so nie stattgefunden hat.

John von Düffel arbeitet als Dramaturg am Deutschen Theater Berlin und ist Professor für Szenisches Schreiben an der Berliner Universität der Künste. Seit 1998 veröffentlicht er Romane und Erzählungen, zuletzt *Das Klassenbuch*. Seine Werke wurden mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, u.a. mit dem aspekte-Literaturpreis und dem Nicolas-Born-Preis.

06 07

Wir müssen nichts so machen wie wir’s kennen/Nur weil wir’s kennen, wie wir’s kennen/Wir müssen nichts so machen wie wir’s kennen/Nur weil wir’s kennen, wie wir’s kennen/Wir müssen nichts so machen wie wir’s kennen/Nur weil wir’s kennen, wie wir’s kennen/Wir müssen nichts so machen wie wir’s kennen/Nur weil wir’s kennen, wie wir’s kennen

AIN’T GOT NO / I GOT LIFE Ain’t got no home, ain’t got no shoes /Ain’t got no money,

Frison in Eliots Kritik, das der Autor mit Schauder übersetzt, denn es scheint mir, dass dies etwas mit dem zu tun haben könnte, was ich hier zu sagen habe, obwohl ich gestehe, keine Ahnung zu haben, was der Ausdruck zu tun haben bedeuten könnte.

Der Anblick meiner Schwester gab mir eine Art Frisson – das Wort suggeriert für mich weniger das Zittern des Unheimlichen als jenes Kribbeln in den Unterschenkeln, das auftritt, wenn man aus seinen Gedanken herausgerissen und ins Sinnliche hingeworfen wird – inmitten der Klammheit einer gehaltenen Hand und des süßen Geruchs von Abgasen, die ihrerseits an David Gearys Behauptung erinnern, dass Bewusstsein in erster Linie als Antwort auf Probleme entsteht, für die die Routinen der unwillkürlichen Erinnerung unzureichend sind.

Es ist die offensichtliche Nutzlosigkeit des bewussten Erinnerns inmitten von zielgerichteten Ratiozinationen, die diese Erinnerungen in ein so rätselhaftes Licht taucht.

Wie ein Reflex – ich denke dabei vielleicht unbewusst an einen anderen Schriftsteller und seine ungewöhnliche Verbindung zu seiner jüngeren Schwester, die für ihn eine für seine künstlerischen Bemühungen unerlässliche Quälerei war – halte ich nicht die Idee, sondern den Ausdruck verdrängte inzestuöse Sehnsüchte für einen möglichen Ursprungspunkt für diesen Schauer. Das Verbotene, wie das Bewegende, lässt die Härchen auf der Haut aufsteigen. Aber die Phrase verdrängte inzestuöse Sehnsüchte ist lächerlich, ein schaler Freudianismus. Wenn wir klug sind, lernen wir diese schalen Freudanismen, zusammen mit der Phrase schaler Freudianismus, irgendwann im frühen Leben (ich erwarb meinen eigenen Bestand zwischen vierzehn und sechzehn, durch die Lektüre von Totem und Tabu, Robert Stoller und Wilhelm Stekel), und obwohl sie absurd sind, dienen sie jahrelang als Fundus für wissende Anspielungen und nicht sehr lustige Witze, wenn wir uns unter Mitgliedern unsererer gleichen intellektuellen Klasse befinden oder einer, die wir gerne erreichen würden.

Diese schalen Freudanismen bilden, wie alle anderen scheinbaren Ideen, die sich im Laufe dessen, was wir für die Entwicklung unseres Geistes halten, in unseren Gedanken niederlassen, den Ausgangspunkt für das, was wir als unsere Spekulationen über die Wirklichkeit bezeichnen, obwohl sie in Wirklichkeit der Logik der Phantasie gehorchen oder sich wie eine Hängematte über den Hohlraum des Nicht-Denkens spannen und nicht weniger als das abscheulichste Klischee unser Verhältnis zu jenen Momenten der Verwirrung verdunkeln, die unser einziger Zugang zum ungetrübten Gefühl der Existenz sind.

Einen schalen Freudianismus oder irgendeine andere scheinbare Idee auszusprechen, bedeutet, sich dem Verstehen durch den Anschein des Verstehens zu entziehen, um die Reihe der Gewohnheiten und Errungenschaften wieder aufzunehmen, für die das Verstehen ein Hindernis ist – Gewohnheiten und Errungenschaften, die uns oft aus unserem eigenen Leben vertrieben zu haben scheinen.

Dieser Frisson war der Nervenkitzel, die Mischung aus Angst und Hochgefühl, die die Erkundung des Kindes im sogenannten Stadium der Loslösung begleitet, jene ersten Ausflüge ins Vergnügen, bei denen die Mutter keine Rolle spielt, so scheint es mir jedenfalls, nachdem ich einen Bericht über dieses Stadium in Learning to Love von Harry Harlow gelesen habe. Dieser Bericht klang für mich wahr, und so habe ich ihn geglaubt und das Wenige, an das ich mich erinnere, wiederholt, wenn sich die Gelegenheit dazu ergab, ohne mich zu fragen, was eigentlich passiert, wenn eine Reihe von Worten wahr klingt.

Das Vergnügen an jenem Tag bestand darin, eine Durchgangsstraße zu überqueren, die zwischen der Kindertagesstätte und meiner Nachbarschaft lag. Sie war immer von Autos befahren, und meine Mutter hatte mich gewarnt, sie zu überqueren.

Psychologen machen viel aus dem Erfolg von Kindern bei instrumentellen Unternehmungen. Der Kriminologe Lonnie Athens postuliert frühe Erfolge in der Anwendung von Gewalt für vorbestimmte Zwecke als entscheidendes Moment in der Entwicklung der antisozialen Persönlichkeit; umgekehrt können wiederholte Misserfolge zu Perversionen authentischer Impulse führen, wie in Reaktionsbildungen oder der Entwicklung von Fetischen bei andernfalls impotenten Subjekten. Unabhängig davon kann kein Mensch glücklich sein, ohne irgendwann das zu tun, was er fürchtet, und auf diese Weise das Gefühl der Freiheit in sich selbst entstehen zu lassen: und in der Dämmerung über die Straße zu laufen, meine Hand in der meiner Schwester, ist die erste Erinnerung, die ich an die Freiheit habe und ihre grundlegendste Form in meinem Geist. Es war kühl in dieser Nacht, und obwohl man bei solchen Dingen nie sicher sein kann, glaube ich, dass ich mich aus diesem

Grund in einem kühlen Klima wie dem von Mitteleuropa immer am freiesten fühle und die Hitze des Mittelmeers oder des amerikanischen Südens als so drückend empfinde.

Adrian Nathan West, Autor und Übersetzer, lebt in Spanien. Er übertrug unter anderem Werke von Sibylle Lacan, Josef Winkler, Hermann Burger und Kike Ferrari ins Englische. 2022 erscheinen zwei neue Bücher: *My Father’s Diet* und *The Philosophy of a Visit*. Sein erstes Buch *Ästhetik der Erniedrigung* wurde 2020 im Merve Verlag auf Deutsch veröffentlicht.

Wir müssen nichts so machen wie wir’s kennen/Nur weil wir’s kennen, wie wir’s kennen/Wir müssen nichts so machen wie wir’s kennen/Nur weil wir’s kennen, wie wir’s kennen/Wir müssen nichts so machen wie wir’s kennen/Nur weil wir’s kennen, wie wir’s kennen

YOU CAN’T RUN FROM THE DEVIL SO LET THE DEVIL RUN FROM YOU

Nora Khuon

Der Kapitalismus wurde von Joseph Vogl einmal als ein System beschrieben, das mit dem „Risiko des Ungedeckten“ operiert. Das Geld ist nicht real, sondern rein fiktiv, eine Erfindung. Im Geld, so Vogl, formuliere sich, so verstanden, ein „Reservoir an Hoffnung“ auf ewiges Wachsen, Anhäufen, Vermehren. In der Krise entpuppt sich die Hoffnung als Blase. Geplatzt liegt sie zu unseren Füßen, und wir schauen sie betreten an. Manches Mal raufen wir uns die Haare, ja vielleicht zweifeln wir auch am gesamten System, das immer mehr will, aber trennen können wir uns dann doch nicht davon, wo das Wachsen doch scheinbar naturgegeben ist. Ich wachse, warum dann nicht auch die Dinge um mich herum – ob nun greifbar oder auch nicht. Können nicht Liebe, Güter, Geld und Glück in gleichem Maße wachsen wie ich? Hieße an das Stagnieren des kapitalen Wachstums zu glauben auch, das eigene Wachstum zu negieren? Ist wachsen nicht auch entwickeln? Wohin treiben wir denn, wenn wir uns gar nicht mehr entwickeln, sondern im Jetzt verharren? Also begraben wir die Hoffnung nicht, heben sie auf, pöppeln und nähren sie: ein neuer Versuch in alter Systematik. Es scheint in unsere Matrix übergegangen zu sein, mehr zu wollen, als da ist und unseren Planeten zugunsten des freien Marktes zu plündern, bis er zugrunde geht. Doch, so Vogl: „Das Kapital ist ja nur ein bestimmter Vermehrungszwang, den moderne Gesellschaften sich selbst auferlegt haben“ – eine Erfindung, eine zweite Natur, die man scheinbar ebenso wieder hinter sich lassen kann, wie man sie einstmals angenommen hat.

Wieso nicht etwas Neues erfinden? Wieso nicht eine neue Entwicklung starten? Diesmal nicht linear, sondern verästelt, tentakelartig, ungerichtet gerichtet, verbindend, Lücken öffnend und schließend. Das einzelne Subjekt, das seine Kraft aus sich und seinem Intellekt schöpfte, stünde nicht mehr im Mittelpunkt, sondern ein Verbund von Mensch, Tier, Pflanze und Welt: ein Netzwerk von Vielen, das den Versuch wagt, das Gefühl zu rehabilitieren und die Natur als Partnerin, nicht als Lieferantin zu begreifen. Denn wir riskieren unsere Erde aufgrund der Erfindung einer Ökonomie, die sich eng verknüpft mit dem Gedanken, dass unsere einzige Gewissheit das Denken und Zweifeln ist und wir das Zentrum der Welt, frei zu tun und zu lassen, was uns gefällt: Wachsen und Ausdehnen im Sinne der Freiheit und der Subjektivität. Doch wie Byung-Chul Han feststellt, ist die so verbundene Freiheit trügerisch: „Das neoliberale Subjekt ist nicht fähig zu Beziehungen zu anderen, die frei vom Zweck wären. Frei-sein bedeutet ursprünglich bei Freunden

sein. Die Freiheit ist im Grunde ein Beziehungswort. Man fühlt sich wirklich frei erst in einer gelingenden Beziehung, in einem beglückenden Zusammensein mit anderen. Die totale Vereinzelung, zu der das neoliberale System führt, macht uns nicht wirklich frei. So stellt sich heute die Frage, ob wir die Freiheit nicht neu definieren müssen, um der verhängnisvollen Dialektik der Freiheit, die diese in Zwang umschlagen lässt, zu entkommen.“

Das unerschütterliche Fundament Descartes’ ist längst rissig und rottig. Also fort damit und auf zu neuen Ufern. Warum sollten wir uns vom Kapitalismus vor sich her treiben lassen, lasst uns den Kapitalismus lieber vertreiben (und das freiheitliche Dilemma hinter uns lassen). „You can’t run from the devil so let the devil run from you“ (Digger Barnes).

Was müssten wir riskieren, um unseren Planeten nicht vollends zu ruinieren, Corona einzudämmen, sozial verträglich zu sein? Könnte Verzicht das Wagnis unsererer Zeit sein? Kann sich daraus eine Alternative jenseits erlernter Strukturen ergeben, die wir mit den Mitteln der Kunst gestalten könnten? Kann ich das Risiko eingehen zu verschwinden, damit etwas anderes entsteht, oder bestehe ich gerade in der Lücke? Kann ich Beziehungen finden, zweckfrei in vollkommener Freiheit und Gebundenheit?

Der Kern einer alternativen Umordnung begründete sich darin, Abstand vom menschlichen Subjektivismus zu nehmen. Aber wie funktioniert das? Wie stellt man sich selbst zurück und wird Spuren los, die das gesamte Anthropozän durchfurchen? Simpelst gesagt, beginnt es schon damit, dass man zuhört, wirklich zuhört; nicht um danach zu sprechen, sondern um das Gehörte in sich selbst hineinzuverwandeln und einen echten Dialog zu führen. Kein Warentausch, keine leere Zirkulation von Dingen, die das Ich vereinzelt und es nur mit sich selbst konfrontiert, sondern ein Begegnen mit dem Anderen. Ist das nicht das Wagnis, das es bräuchte? Und zwar nicht, weil es sich im klassischen Sinne lohnt, sondern weil es uns jenseits des Sich-Lohnens führen könnte. Weil das Raue, das sich widersetzt, das uns überrascht und fordert, unsere Neugierde anstachelt, uns denken lässt, uns umdenken lässt, genau das ist, was wir kaum noch kennen, geschweige denn praktizieren. Die Differenz, die Irritation des Eigenen, wird konkret, und damit könnte eine Gemeinschaft überhaupt wieder spürbar werden. Das Wagnis, Sicherheit, die längst zu einem Massensterben geworden ist, zu verlassen und sich der Irritation zu öffnen, wäre die Möglichkeit auf eine Wende. Sie wäre nicht bloße Gefahr, sondern ein Horizont,

Lasst uns zur Kugel werden.

10 11

ain't got no class/Ain't got no friends, ain't got no schooling/Ain't got no wear, ain't got no job/Ain't got no money, no place to stay/Ain't got no father, ain't got no mother/Ain't got no children, ain't got no sisters above/Ain't got no earth, ain't got no faith/Ain't got no touch, ain't got no god/Ain't got no love/Ain't got no wine, no cigarettes/Ain't got no clothes, no country/No class, no schooling/No friends, no nothing/Ain't got no god/Ain't got one more/Ain't got no earth, no

an dem sich Wachstum neu definiert, eines, das wir lange vermisst haben. Konkrete Zeit müsste den Platz der abstrakten Zeit einnehmen, das Hier und Jetzt zu besetzen wäre die Handlung gegen den Fortschrittsglauben. Es gälte aber nicht, sich wieder selbst ins Zentrum dieses Hier und Jetzt zu bugsieren, sondern eine Lücke zu formulieren und die eigene Spur zu verwischen. Friederich von Borries hat vor ein paar Monaten mit „Schule der Folgenlosigkeit. Übungen für ein anderes Leben“ ein Projekt gestartet, das genau mit diesen Gedanken operiert. Er initiierte unter anderem ein Stipendium, das 1600 Euro auslobte dafür, etwas nicht zu tun. Das Risiko wird also im Sinne des kapitalistischen Grundmusters abgedefert, und gleichzeitig schlägt es sich mit seinen eigenen Waffen, indem das Projekt Leistung umdeutet. Nicht mehr für die Tat, sondern für die Auslassung wird Lohn in Aussicht gestellt. Dabei geht es nicht ums Faulenzen, sondern darum, aktiv eine Tat auszusetzen, um einer anderen Raum zu geben: aktives Zuhören, aktives Schützen unserer Umwelt durch Unterlassungen, aktives Zurücktreten, um Heilung zu ermöglichen. Die Hoffnung läge darin, dass die Lücke, die man selbst entwirft, und die Ermöglichung des Anderen dazu führen, etwas wirklich Gemeinsames zu bilden, in dem das Eigene nicht mehr relevant scheint, weil sich eine Form des Zugehörigen formiert.

„Gute Gedanken sind wie Zelte: Man kann sie auf- und abbauen. Man kann sie zerstören, während Meinungen wie Betonklötze in der Gegend herumstehen“, sagte einmal Schlingensief in einem Interview. Wenn wir uns wieder irritieren lassen und unser Zelt auf- und abbauen, anstatt wie ein Klotz in der Landschaft herumzustehen, könnte das eine Erfindung sein, die Gemeinschaft praktiziert jenseits kapitalistischer Strukturen. Die Irritation, die Bewegung gälte nicht mehr als Schwäche. Ganz im Gegenteil: Es würde offenbar, dass nur in der gedanklichen Bewegung die Möglichkeit der Berührung besteht. Das Risiko des Gedankens bricht mit der Gewohnheit. Die alte Bahn, das System ist verlassen. Die Linearität würde dem begegnen, was Kluge als „ein kugelförmiges Erzählen mit geschwächten Konsequenzen und Kausalketten“ beschreibt. Damit glaubte er den Zeitpeil, der die Wunde in die Welt trägt, umkehren zu können. „Der Zeitpfeil dreht sich wie eine Kompassnadel, Abdriften entstehen, und durch eine Veränderung des Winkels kommt man in einer anderen Realität als der an, von der man ausgegangen ist. Wenn wir also an der Fülle des Konjunktivs festhalten, der ja immer kugelförmig ist, weil alle Möglichkeiten darin enthalten sind, wenn die Sinne damit umzugehen lernen und die Arbeitskraft sich daran gewöhnt, dann würden wir ganz konkret an der Nicht-Linearität bauen, wie Bauleute an einer utopischen Architektur.“

Eine wagemutige Baumeisterin dieser utopischen Architektur verfolgt mich schon seit Jahren. Sie heißt Isa und wohnt in Wolfgang Herrndorfs hinterlassennem Fragment *Bilder deiner großen Liebe*. Hinter Isa schließt sich das Tor unserer Welt – konkret das der Psychiatrie, der sie entflieht –, und es öffnet sich ihr eine unbekannte Wildnis. Sie wirft sich in diese in einer Gläubigkeit, dass

es einem angst und bange wird. Weitab vorgefertigter Wege geht sie und stürzt, steht wieder auf und geht weiter. Sie tut es einfach und befragt es nicht. Isa sprengt nicht die Grenzen unserer Welt, sondern sie sucht sich eine andere, fern der gewohnten. Sie ist eine Außenseiterin im klassischen Sinne. Ein Mädchen: rotzig und zart zugleich, empfindsam und kühl, verrückt und klar und vor allem immer wieder einsam. Ihre Einsamkeit ist keine der Verlassenen oder Verlorenen. Sondern eine Entscheidung. Isa ist kein Opfer, sie ist kraftvoll und reich. Sie spürt nach den Grenzen der Freiheit und deren Überschreitung. Sie bewegt sich jenseits konventioneller Pfade und hat dabei nichts außer ihrem Tagebuch, blutenden Füße und einem bestechend präzisen Blick auf die Welt und auf sich selbst. Sie durchquert Wiesen, Flüsse und Wälder, hungert, blutet, strahlt, friert, vibriert, und sie scheint dabei vollkommen allein zu sein. Doch bei genauerem Betrachten zerfällt dieses Bild. Und ein viel größeres erscheint am Firmament. Ihre Unbehaetheit betrifft nur unsere Welt und mag uns wie Einsamkeit erscheinen, doch sie tritt in ein ganz anderes Innigkeitsverhältnis ein, das sich erst nach und nach eröffnet. Sterne, Himmel, Wälder, Flüsse Straßen, Tiere, Büsche, Blumen, das ganze Universum ist es, mit dem sie sich verbindet und das die Bilder ihrer großen Liebe ausmacht. Die Welt wird zum schönsten und reichsten Ort. Jenseits von Tauschhandel und Wachstum entfaltet sich eine Wirklichkeitserfahrung, die in der Lücke liegt. Isa ist wagemutig. Nicht nur, dass sie sich jenseits des Bekannten bewegt. Sie ist die Bewegung selbst. Und sie ist der Mut. Denn Isa scheitert immer wieder. Auf ihrer Wanderung, die kein Ziel zu haben scheint trifft sie rätselhafte Gestalten, märchenhaft unheimlich, orakelhaft. Sie tritt immer wieder in Kontakt mit diesen, doch kommt sie nie wirklich in eine Verbindung, die tragfähig ist. Am Ende steht sie und blickt auf die Welt, die sich ihr zu Füßen ausbreitet. Autos, Straßen, Menschen, alles gleich, alles Wiederholung. „Der Abgrund zerrt an mir, aber ich bin stärker.“ Wo das Ende liegen könnte, die Möglichkeit der eigenen körperlichen Auslöschung, vollzieht sich etwas traumhaft Schönes. Die absolute Spurlosigkeit, der perfekte Schuss. „Ich kontrolliere die PS. Laden und entspannen. Laden und entspannen. Ich halte die Waffe genau senkrecht hoch und sehe mit offenem Mund der Kugel hinterher, sehe sie steigen, sehe sie immer kleiner und kleiner und fast unsichtbar werden im tiefdunklen blauen Himmel, bevor sie sich aus dem Verschwundensein wieder materialisiert und zu fallen beginnt, millimetergenau zurück in den Lauf der Waffe.“ Isa lebt, und auch die Welt hat überlebt. Die Utopie der Spurlosigkeit manifestiert sich im Instrument der eigentlichen Zerstörung. Umkehren scheint hier möglich. Wenn man nur bereit ist, sich zu riskieren. Lasst uns also zur Kugel werden, den Zeitpeil wie eine Kompassnadel drehen und dem Ich entkommen.

Nora Khuon, *1980, ist Dramaturgin und Autorin. 2012 erhielt sie den Marie-Zimmermann-Preis. Seit 2019 ist sie leitende Dramaturgin am Schauspiel Hannover.



Der Abschied von Vertrautem bedeutet immer ein Verlassen der Komfortzone.

12 13

DAS KREATIVE MOMENT DES WAGENS

Siegbert A. Warwitz

Ein Kernsatz der Wagnislehre lautet: „Der Ängstliche erleidet sein Leben, der Mutige gestaltet es.“

Die Corona-Pandemie stellt nicht nur die Entscheidungsträger in der Politik, sondern jeden einzelnen Bürger vor ihm bislang unbekannte Herausforderungen. Sie grenzt Freiheiten ein, fordert den Abschied von Gewohnheiten, verlangt Verantwortungsnahme für sich und die anderen. Das erzeugt je nach Mentalität und Charakter Angst, Frustration und Resignation oder auch Wut, Aggressivität und Widerstand. Die aufgezwungene Situation kann Abwehr hervorrufen, aber auch zu einer Besinnung führen, in der alte Verhaltensmuster hinterfragt und gegebenenfalls neu bewertet und gestaltet werden. Die Frage ist, ob wir in dieser Phase nur Leidende oder auch mutig Gestaltende sein wollen. Es gibt aus sachlogischen Gründen keine alternativen Entscheidungen, Handlungen oder Verhaltensnormen. Das Finden von Alternativen und entsprechenden Veränderungen des eigenen Denkens und Tuns erfordert jedoch Anstrengung, Flexibilität, Phantasie und den Mut, Beharrungstendenzen zu überwinden, eingefahrene Bahnen zu verlassen und neue Wege zu suchen und zu versuchen. Das verunsichert viele Menschen. Es ist schwer, lieb gewonnene Gewohnheiten aufzugeben, eine bereits gepflasterte Straße zu verlassen, unentbehrlich erscheinendes Konsumverhalten zu reduzieren, Freiheiten freiwillig einzuschränken, alternative Zielvorstellungen zu entwickeln, sich auf Neues, noch nicht Erprobtes einzulassen. Dabei kann eine Zwangslage wie eine Pandemie einen erhöhten Entscheidungsdruck ausüben, nicht aber das Entscheiden selbst abnehmen. Nicht unmittelbar schmerzende Ereignisse wie der übermäßige Naturverbrauch und die Fragen des ökologischen und ökonomischen Überlebens scheinen sich noch mit kurzfristigen Aktionen beruhigen zu lassen. Schwerer fällt es offenbar, angesichts einer verbreiteten Wachstumsideologie Probleme der Überflussgesellschaft mit Zweitauto, Dritt villen, Fernurlaub und einem ungebremsten Konsumdrang anzugehen. Die Wirtschaft lebt von dem Edikt ständigen Wachstums. Die zunehmende Übervölkerung der Erde mit ihren absehbaren Folgen wird resignierend hingenommen. Der Abschied von Vertrautem, von eingefahrenen Denkschemata und Verhaltensmustern bedeutet immer ein Verlassen des Sicherheitsbereichs und der Komfortzone. Eine geistige Umorientierung erfordert Phantasie, Entscheidungskraft, Selbstüberwindung, aber auch Zuversicht auf eine Zukunftsperspektive, Tatendrang und Opferbereitschaft. Sich darauf einzulassen, ist angesichts der daraus erwachsenden Verunsicherung ein Wagnis.

Was ist ein Wagnis? Was bedeutet Wagen? Ein Mensch, der an einer unübersichtlichen Kuppe einen Lastzug überholt, der sich im städtischen Straßenverkehr über rote Ampeln hinweg ein Autorennen liefert oder für ein Selfie auf den Gleisen vor einem anrollenden Zug posiert, ist ein Risiker, ein Hasardeur. Das Erleben eines Nervenzitzels oder ein Challenge-Spiel sind die treiben-

den Kräfte. Ein Mensch, der nach einer gründlichen Ausbildung und Prüfung eine zwar mit Risiken behaftete, aber durch Kompetenz beherrschbare Sportart wie das Gleitschirmfliegen betreibt oder der sich als Seuchenbekämpfer, Minenentschärfer, Kriegsreporter oder Entwicklungshelfer gut vorbereitet unausweichlichen Gefahren aussetzt, ist ein Wagender. Beide unterscheiden die Verantwortungsbereitschaft und das Wertebewusstsein, das sie ihrem gefährlichen Tun zugrunde legen. Das Abwägen und Austarieren von Sinn einer Tätigkeit und ihrem Gefahrenpotenzial, zwischen Hasardspiel und Übernahme einer zwar gefährlichen, aber wertvollen Aufgabe, macht den Unterschied. Der Risiker wählt den Kick oder das Thrillerleben zum Ziel seines Tuns. Der Wagende stellt sich kompetent und verantwortungsbewusst einer für ihn bedeutsamen Aufgabe.

Wagen heißt, scheinbare Grenzen überschreiten, nach neuen Horizonten Ausschau halten, Neuland betreten. Dies muss mit dem erforderlichen Kompetenzaufbau geschehen. Wagen ist eine Form kreativen Denkens und Handelns, ein Verlassen des Heimat Gewordenen, ein Aufbrechen veralteter Strukturen, ein Aufbruch ins Ungewisse – mit der zu akzeptierenden Möglichkeit des Scheiterns einerseits und der Chance eigener Reifung in Lernprozessen und von ideellen und materiellen Wertschöpfungen andererseits. Wagnis will neue Maßstäbe für das eigene Verhalten finden, etwa die eigene Konsumeinstellung neu definieren, will neue Prioritäten setzen, etwa das Tabuthema der Wachstumsideologie kritisch hinterfragen und sich persönlich neu ausrichten. Es will Alternativen zum als unzureichend empfundenen Status quo entdecken, vielleicht ein überzogenes materielles Denken mehr in Richtung ideeller Werte justieren. Es will Luxusbedürfnis, vielleicht im Sinne einer langfristigen Gesamtverantwortung, mehr nach Maßgabe des Wesentlichen, Notwendigen verändern. Als praktizierte Zivilcourage zeigt sich Wagen im mutigen Offenlegen von heuchlerischem Gutmenschentum, das anderen predigt, was sie tun sollen, das die Folgen eigenen Handelns aber nicht selbst austrägt, sondern den anderen überlässt. Ethisch basiertes Handeln gewinnt seine Überzeugungskraft nicht über eine Zeigefingermentalität, die vergisst, dass die Mehrzahl der Finger dabei auf den Zeigenden selbst zurückweist. Ein Wagnis erfüllt sich erst im Tun und gewinnt seinen Wert erst im eigenen Vorbild, indem es das von anderen geforderte Umdenken, etwa das Vermeiden von Ressourcenverschwendung und Müllproduktion, mit allen Konsequenzen selbst vorlebt.

Was bewirkt Wagen?

Jeder Mensch wird mit seiner physischen Geburt zu einer Person. Um zu einer Persönlichkeit zu reifen, bedarf es einer zweiten, selbst geleisteten geistigen Geburt, die aus einer Bewäh rung im Leben allmählich erwächst. Jeder ist nach seinem Schöpfungsauftrag dazu aufgerufen, seine Persönlichkeit und seine Lebensleistung entsprechend seinen Anlagen kreativ selbst zu gestalten. Mutproben sind dabei (im Unterschied zu den verbreiteten Challenges) keine unreifen kindlichen Spielchen, die eines erwachsenen Menschen unwürdig sind, sondern wichtige Stationen auf dem Weg zu einer autonomen Persönlichkeit. Sie eröffnen neue Horizonte, ermöglichen Wertschöpfungen. Mut darf sich nicht in Einbildung ergehen und hinter Selbstbetrug verstecken, sondern muss sich real beweisen, sei es als physischer Mut bei der Übernahme einer selbst gewählten oder vom Leben geforderten schwierigen Aufgabe, sei es als sozialer Mut in Form von Zivilcourage oder als gesellschaftlicher Mut beim Angehen eines die Theaterwelt, die Musikwelt oder die Buchwelt zu einer geistigen Auseinandersetzung aufrüttelnden gewagten Projekts. Wagen ist in erster Linie eine Willensentscheidung. Diese aufzubringen zeichnet dynamische,

engagierte, ambitionierte Menschen und Gesellschaften aus. Wagnis zu verweigern kennzeichnet dagegen einen beginnenden Alterungsprozess: „Verzicht auf das Wagnis, einmal zur Gewohnheit geworden, bedeutet im geistigen Bezirk ja immer den Tod, eine gelinde und unmerkliche, dennoch unaufhaltsame Art von Tod“, sagt Max Frisch im „Stiller“. Er beschreibt das Wagnis damit als einen Impulsgeber, der uns, unabhängig von unserem Lebensalter, ein Leben lang antreiben sollte, Werte schaffen lässt und erst mit dem Versiegen der Lebensenergie seine schöpferischen Kräfte verliert. Mit jeder erfolgreich bewältigten Aufgabe schärft sich das Erkennen von Risiken, wird das Wagnismanagement verbessert. Das Wagnis verändert den Menschen. Es offenbart Schwächen, falsche Selbsteinschätzungen, zwingt zur Selbstbescheidung, eröffnet aber auch neue Perspektiven. Es drängt zu Lernprozessen, zu Standhaftigkeit gegen Aufgabeten denzen. Vermeintliche Leistungsgrenzen verschieben sich. Damit kann ein gesundes Selbstbewusstsein wachsen, ein realitätsgerechtes Selbstbild entstehen. Wagen formt den individualtypischen unverwechselbaren Charakter aus, wenn es gelingt, unbegründete Ängste zu überwinden und eine Herausforderung anzunehmen, bei der man auch scheitern kann. Redner und Schauspieler stellen sich solch wagnishaltigen Bewährungsproben jedes Mal neu bei ihren Auftritten vor einem kritischen Publikum, vor dem sie ihren Ansprüchen entsprechend bestehen wollen. Karrierebewusste Menschen mit Ambitionen auf eine ersehnte Position in Kunst, Wissenschaft oder Politik müssen es wagen, sich harten Konkurrenzen auszusetzen, um ihr Ziel zu erreichen. Die dem erfolgreich Wagenden winkende Belohnung sind Glücksergebnisse, die sich im optimalen Fall als ein rauschhaftes Flow-Erleben darstellen. Dabei werden die zur Verfügung stehenden Leistungspotenziale in einem Harmonieverhältnis erfahren mit den Anforderungen der anspruchsvollen Aufgabe bzw. es wird ein Gleichklang erreicht zwischen dem Akteur auf dem Podium oder der Bühne und seinem Publikum.

Der Offenbarungseid von Krisen

Unsere Zeit ist geprägt von Krisen: Wirtschaftskrisen, Finanzkrisen, Bankenkrisen, Schuldenkrisen, Umweltkrisen, Flüchtlingskrisen, Coronakrisen lösen sich ab, überlappen sich, bringen ganze Gesellschaften immer wieder an Abgründe. Jede deutet sich irgendwann an und wächst sich bei Handlungsschwäche aus. Fast alle entstehen aus von Menschen gemachten Fehlern der Vergangenheit, wenn etwa mangels Wagnisbereitschaft unpopuläre Reformanstrengungen im Vorfeld versäumt wurden.

In Genesis 41 der Bibel rät der 30-jährige Hebräer Josef dem ägyptischen Pharao, in den „sieben fetten Jahren“ durch Ressourcenbildung vorzusorgen, um das Land für die zu erwartenden „sieben mageren Jahre“ vor einer unweigerlich drohenden Hungersnot zu bewahren. „Spare in der Zeit, dann hast du in der Not“, heißt eine entsprechende deutsche Volksweisheit. Krisen sind die erkennbaren Krankheitsssymptome einer falschen Einstellung und mangelhafter Zukunftsausrichtung. Wenn überkommene Denkweisen und Lebensmaxime offensichtlich den Weg einer Selbstvernichtung steuern, sollten die Alarmsignale sich häufender Krisen aufwecken und ein sinnvolles Umdenken in Gang bringen. Unsere Gesellschaften müssen sich fragen lassen: Haben die uralten Erkenntnisse der Menschheit heute ihre Geltung verloren? Kann man mit Ressourcenverschwendung und Gelddrucken wirklich Zukunft gestalten? Ist es ökonomisch wirklich klug und einfallsreich, mit immer neuen Schulden das anstehende Lösen von Problemen zu verdrängen und hinauszuschieben? Ist es zudem sozial-ethisch vertretbar, dauerhaft auf Kosten anderer, der nachfolgenden Generationen, der Natur, unserer elementaren Existenzgrundlagen über die eigenen Verhältnisse zu leben? Wie

//No food, no home/I said I ain't got no clothes/No job, no nothing/Ain't got long to live/And I ain't got no love/But what have I got!/Let me tell ya what I've got/That nobody's gonna take away/I got my hair on my head/I got my brains, I got my ears/I got my eyes, I got my nose/I dot my mouth, I got my smile/I got my tongue, I got my chin/I got my neck, I got my boobies/I got my heart, I got my soul/I got my back, I got my sex/I got my arms, I got my hands/I got my fingers,

viele Milliarden Menschen verträgt unsere Erde überhaupt, bevor das rapide Bevölkerungswachstum existenziell bedrohliche Grenzen erreicht und einen Vernichtungskampf um die schrumpfenden Lebensgrundlagen auslöst? Müssen wir es nicht endlich wagen, Verantwortung für die Zukunft der Menschheit und unseres Planeten zu übernehmen und den kurzatmigen hilflosen Aktivismus am Chaosrand zugunsten einer soliden Wirtschaftspolitik und einschränkenden Lebensweise ablösen, was uns allen das Wagnis einer unbequemen Neuorientierung und eine gewaltige Kraftanstrengung abverlangt?

Die Initiativkraft von Krisen
Konsumverzicht, Reduzierung auf Notwendiges, Freiheitseinschränkung, Ressourcenschonung sind für autonom denkende Menschen oft eine Zumutung und Gewohnheitsänderungen für Politiker offenbar schwer vermittelbare oder gar durchsetzbare Maßnahmen. Was in normalen Zeiten der Freiwilligkeit und dem Wagemut nicht gelingt, erzwingt jedoch häufig die Krise – ein un-ausweichlich gewordenes Umdenken, eine Kehrtwende, einen Reformaufbruch, einen Neuanfang. Die Krise gibt zumindest einen Denkanstoß, et- was zu verändern, einen anderen Weg zu suchen, und erleichtert die Vermittlung der Notwendig- keit durch die Politik. Einzelpersonen entdecken aus der Notlage heraus ihre Kreativität, wenn Fremdhilfe ausbleibt. Das könnte beispielgebend weitere Kreise der Gesellschaft erfassen. Das Wagnis der Eigeninitiative und Selbstständig- keit beginnt beim Schüler, der sich angesichts des verstärkten Infektionsrisikos in öffentlichen Verkehrsmitteln oder der neuen Sparsamkeit der Eltern veranlasst sieht, ein eigenständiger Verkehrsteilnehmer zu werden und vom beque- men Elterntaxi auf die Schuhsohlen, den Roller oder das Fahrrad umzusteigen. Es betrifft den Unternehmer, der seine nicht mehr absetzbare Produktion und die weggebrochenen Vermark- tungswege situationsgerecht umstellt. Es erreicht den Kulturschaffenden, der neue Darstellungs- und Kommunikationsformen entwickelt, um mit innovativen Initiativen am und beim Publikum zu bleiben. „Not macht erfinderisch“, sagt das Sprichwort. Aber auch sie beinhaltet das Wagnis eines Neuanfangs mit seinen Unwägbarkeiten. Es haben sich lediglich die Entscheidungshür- den verkleinert. Das Wort „not-wendig“ sagt es bereits aus: Die entstandene Zwangslage bewegt dazu, eine Notsituation zu wenden. Eine Krise wie die Corona-Pandemie wirft den Unvorberei- teten zunächst aus den gewohnten Bahnen. Sie zwingt in einem zweiten Schritt aber auch zum Neudenken der Situation und gibt die Chance zu Veränderungen, die nach dem „Trägheitsgesetz der Masse“ ohne solch einen Impuls schwieriger oder gar nicht zu bewerkstelligen sind. Wie eine plötzliche Krankheit aus dem Alltagsleben und Berufsstress reißt, vielleicht ans Bett fesselt, da- bei aber auch eine Denkpause verordnet, etwa dem Raucher eine Revision der eigenen Lebensweise nahelegt, so verordnet und bietet die Corona- krise einer breiten Gesellschaft eine vergleich- bare Chance zum Innehalten, Überdenken und Neugestalten der eingefahrenen Lebensweisen. Sie bietet die Gelegenheit, überfällige, immer wieder reklamierte und proklamierte, aber in der Umsetzung versäumte Reformen, etwa in Schule, Gesundheitswesen oder Forschung, unter den gegebenen Sachzwängen einsehbarer vermitteln und unter geringeren Widerständen umsetzen zu können. Sie erfordert einen Wagemut des Ent- scheidens und Handelns, der über ein schlichtes „Weiterso“ oder „Mehrdesselben“ hinausgeht und endlich echte, einschneidende, schmerzhaft- e, aber langfristig wirksame Reformen in Gang bringt.

Wenn das gelänge, wäre die Coronaphase ein als Schubkraft zwar nicht gewollter, von den vielen Toten und ihren Familien leidvoll bezahlter, aber im Endeffekt doch noch fruchtbarer Impulsgeber einer gesellschaftlichen Erneuerung. Das Wagnis

der Reformwilligen besteht bereits im Anspre- chen und Fordern der Notwendigkeit unpopulä- rer Maßnahmen. Es sollte aber vor allem nicht vor den erforderlichen kraftvollen Entscheidungen und Taten versagen. Die Coronakrise gibt uns allen die Möglichkeit, eine neue Wagniskultur zu entdecken und ein kompetentes Wagnismanage- ment zu entwickeln. Dieses sollte auf ein breites Spektrum von Verhaltensalternativen ausge- richtet sein. Es sollte Verzichtmöglichkeiten ins Visier nehmen. Es sollte wagen, das schnelle Streben nach Fremdversorgung möglichst durch Eigeninitiative und Leistungswillen zu ersetzen. Es sollte öffnen für neue Sichtweisen und Berufs- perspektiven und aus der Krise keine Resignati- onshaltung, sondern eine Aufbruchmentalität entstehen lassen, wie sie eine zukunftsorientierte gesunde Gesellschaft braucht. Der Wagende sieht Krisen nicht als Problem, vor dem man verzagen müsste, sondern als eine Aufgabe, die es mit Kreativität und Kompetenz zu lösen gilt. Der Weg einer Neuorientierung der eigenen Lebensgestal- tung über das kreative Wagen ist ein unbequemer Pfad der Krisenbewältigung, für den Einzelnen wie für die Gesellschaft insgesamt – aber ist er ungangbar? Kann er über die Erkenntnis der Notwendigkeit hinaus vielleicht auch ein reizvol- ler und lohnender sein? Ein Weg, der zu einem neuen ethischen Bewusstsein und einer gesamt- gesellschaftlichen Verantwortnahme führt?

Siegbert A. Warwitz war Offizier der Bundeswehr, Sportwissenschaftler, Germanist, Pädagoge und Psycho- loge. Er war Professor an der Pädagogischen Hoch- schule Karlsruhe. Zuletzt publizierte er *Sinnsuche im Wagnis. Leben in wachsenden Ringen. Erklärungsmodelle für grenzüberschreitendes Verhalten.*



1415

1415 is a common year starting on a Friday (link to calendar). The millennium bug problem does not affect this year.

HOODOS

Oscar Olivo

Re:
Ich schlafe
Aber Wecken
Sie mich nicht!

(Bitte)

Lieber Doktor F,

Woher kommt das Unbehagen in mir etwas Falsches zu ma- chen? Es ist ein Blubbern. Es ist eine Hitze unter meiner Haut. Dort wo kein Dampf sein soll. Habe ich es Geerbt?

Mit jeder Schritt bewege ich mich weiter weg. Auf der ande- ren Seite sollte jemand stehen. Aber da steht keiner. Hätte ich das gewusst, wäre ich nicht zu Ihnen gekommen. Es war nur ein Gedanke die ich hatte. Jetzt, hat mich meine Ehrlichkeit hierher verbannt.

Sie hätten mir gleich am Tag meines Auftauchens vor drei Wochen eine Pille verschreiben sollen. Damit ich sehen könnte, wie ich den Moment, als wir uns kennenlernten, aus der Zukunft betrachten würde.

Bevor ich hierher gekommen bin, prallte ich ins Leben. Ich würde gern das Sie mich verstehen. Wir sehen uns jeden Morgen am Rande meines Bettes. Sie fragen mich Fragen. Fragen von dem ich die richti- gen Antworten weiss. Ich sage Nein, wenn Sie mich fragen ob ich mich verletzen will. Ich sage Nein, wenn sie mich Fragen ob ich anderen verletzen will. Sie vertrauen meinen Worten. Aber Sie lassen mich trotzdem nicht frei. Ich versuche, meine Verwirrung zu erklären –

Ich habe jemand verloren.

Es ist drei Jahre her. Leider könnte ich ihm nicht „Goodbye“ sagen. Ein fehlendes Wort und jetzt ein Damm voller Reue, so fühle ich mich jetzt – das ist was blubbert! Aber das kann nicht der einzige Grund sein. Es müsste was vorher passiert sein.

Als Kind habe ich meine Gegen- stände in einer schönen Reihe nebeneinander angeordnet. Ich berührte jede mit meinen Fingern. Ich beobachtete sie aus den Augenwinkeln. Auf diese Weise war ich sicher, dass sich die Gegenstände nicht von selbst bewegen würden. Falls ich eine Falsche Schritt machen würde, dann wäre ich von der mystische Macht, der um mich schwebt, verdammt. Daher soll es nicht verwunder- lich sein dass als ich zu Ihnen kam, ich von sprechenden

Onkel P.'s Füße hatten ihm – auch wenn sein Geist nicht wollte – getragen.

Onkel P. könnte nur weiter gehen Wenn Es so bliebe wie es vorher war. Jeder Bewegung war für ihm nun ein Jahrzehnt.

Onkel P. wollte keine Nahrung mehr.

Onkel P. wollte keine Medikamente mehr – – auch die flüssigen nicht.

Als er nicht wollte Half Worte nicht mehr

Onkel P. wurde nach sechs Monaten nachhause geschickt.

im Haus seines vergangenen Lebens nicht zum Leben sondern andersrum.

Ich stand oft in der Ecke seines Zimmers Ich schaute zu Wie er verkam

In der anderen Ecke des Raumes Grau wie Weiss Stand ein Tisch.

Drauf waren zwei Gegenstände Füße.

Idee Fuß: Silikon Metall Sträbchen.

Er nahm die aber nicht an. Ich schaute ihm nur an.

So wie Sie mich morgens (Ja Sie!).

Onkel P. hat alles geplant. Er lebte nicht für Jetzt. Ich lebte ohne der Morgen. Aber das nicht-planen plagt mich jetzt. Ein Teil von mir will wie Onkel P. leben. Ich kann ihn nicht vergessen. Seine Geschichte ist auch meine Geschichte. Sie sagen ich solle mich Abnabeln. aber das ist eine Bluts-Sache.

Jetzt müsste ich aufstehen. Das weiss ich. Ich weiss wie es ist! Das Bett wird immer schwerer. Mein Puls verstärkt sich. Kleine Schweißtropfen scheinen sich direkt unter meinem Kopfhaar zu bilden. Dann kommen die Blanke Gedanken. Schlimmer als die schlechten Gedanken sind keine Gedanken. Jeder Schritt könnte mich glück- lich machen. Wenn ich nur wüsste welche. Ich bleibe jetzt

trotz allem liegend und werde es nicht riskieren glücklich zu werden – können. Einmal war ich auf eine Ex- kursion – mit mein Bruder. Da am Kante der USA. Wir sahen was die Europäer sahen – bevor die Eroberung. Meer, Klippe, Grünes. Es war meine Idee. Ich wollte dorthin gehen. Zu sehen, was sich um die Ecke verbarg. Ich wollte bewusst am Rand stehen.

Als wir dort ankamen stoppte uns ein Schild auf einem Zaun: „Go at your own Risk! Go at your own Risk!“

Wir überlegten. Ich nahm das Risiko an! Ich überquerte die Schwelle. Bruder folgte.

Dunkel Felsbrocken umringte uns. Die glänzten mit der Salz des Meeres. Nach fünf Schrit- ten sah ich den wahren tiefsten Punkt. Mein Bruder geschaf froh weiter. Fröhlich die Weite zu sehen. Aber ich konnte nicht mehr. Meine Füße traten nur auf scharfe Kanten. „Splash!“ Das Wasser mahnte nach –

„Splash!“ ich war der jüngere Bruder, der zum älteren Bruder wurde – aber jetzt: war ich jüngere Bruder (wie- der-endlich). Ich dachte an Früher. Es wurde mir Gewahr wie einfach der Tod ist. Ein Augenblickliches Tagtraum und meiner Knochen könnten zerschnitten werden. Falls das nicht genügte für den Tod, würde der Strom mich dafür verdreschen.

Als das mir Klar wurde schmolz mein Körper mit die Hoodoos zusammen. Hoodoos. So hies- sen die Gebilde auf dem wir gingen. Das wusste ich nicht. Ich lief auf lauter kleine Totem- pfähle. Jetzt weiss ich warum sie so heissen. Ich wandelte auf einmal ins Dreieck um. Mein Kopf hingz zwischen meiner Arme. Komisch die Welt von da aus zu betrachten. Da unten halalte mein Schädel: „Risiko's Feind ist Versteinerung!“

Ich müsste ein Teil von mir abgeben. Ich sah ein Hand, ich hielt es, es sprach: „Don't look down, just take the next step.“

Wissen Sie wer es war? Mein Bruder! Weiter gingen wir in Zeitlupe. Jeder Schritt war nun mein Jahrzehnt. Die Geräusche der Wellen vermischten sich mit allen anderen Geräuschen die ich je gehört hatte. Wir gingen auf eine unsichtbare ange- spannte Seil.

Er nahm mir mein Scham weg. Ich war zwischen Himmel und Hölle. Ich war über mein Angst gehoben. Das wollte ich Ihnen Sagen: „Ich habe die andere Seite des Angst erlebt!“

Es ist schön Herr Doktor F.

Ich war beflügelt.

Ich wusste nicht Wie sie hiessen

HOODOOS
Jetzt weiss ich
jeder Kante streift Blut

im Sommerschuhen
Beige Wie Haut

lieif Ich
Bruder Auch

Ich
der Abenteurer

Bruder
der Begleiter

Da
Strandenten Wellen

Hart
gegen Gestein

Tiefe des Meeres
Härte des Bodens

Luftige Angst
füllt
Jeder Schicht

Hände Ziehen
Magnetisch
nach unten

Becken Fliehen zur Himmel

Kopf richtet sich
gen Meer
Rutschen

Tödlich
Bleiben
Tödlich

Bruder
ginge
weiter
Ich

blieb

Oscar Olivo, *1981, ist Schau- spieler, Puppenspieler und Autor: Am Schauspiel Hannover ist er in der Inszenierung *Orlando* zu sehen.

IM GRENZGEBIET

Özgür Uludag

Im April 2013 stand ich an der türkisch-syrischen Grenze und wollte nach A'zaz fahren, wo gerade die Freie Syrische Armee gegen Regierungstruppen kämpfte. Einige Tage zuvor wurde ARD-Auslandskorrespondent Jörg Armbruster von einem Scharfschützen in Aleppo in die Schulter getroffen; der IS, der sich selbst als Islamischer Staat bezeichnete, hatte weite Teile der irakischen Provinz Al-Anbar und einige syrische Provinzen unter seine Kontrolle gebracht, und die Al-Qaida bzw. Jabat al-Nusrat mischte sich immer mehr unter die Rebellen, die für eine Revolution kämpften, als ich am Grenzübergang Kilis stand und darüber nachdachte, ob ich den sicheren Boden unter meinen Füßen verlasse und in das vom Bürgerkrieg zerrissene Gebiet fahre. Neben der Gefahr durch militärische Gefechte war ich mit Kameraequipment auch noch leichte Beute für Räuber und Diebe. Gerade hatte ich an der türkischen Passkontrolle einen Stempel in meinen Reisepass bekommen und ging auf den syrischen Grenzposten zu, als mir erneut bewusst wurde, was für ein hohes Risiko ich einging.

Wozu? Ich wollte aufzeigen, warum die Menschen aus Syrien fliehen und ihrerseits ein sehr hohes Risiko auf sich nehmen. Was bedeutet es, tag-ein, tagaus in einem Kriegsgebiet zu leben? Manchmal verschieben sich Kampflinien bis vor die eigene Haustür. An anderen Tagen detonieren Granaten oder Bomben in unmittelbarer Nachbarschaft. Eine Frage der Zeit, bis das eigene Haus getroffen wird. Und dann noch das Risiko, vom IS oder syrischen Geheimdienst entführt und ermordet zu werden. Wenn das Risiko, zu Hause getötet zu werden, größer wird als auf der Flucht zu sterben, fällt der Entschluss zu fliehen. Wüsten, Berge und Meere, aber vor allem nationalstaatliche Grenzen werden überquert. Schutzlos sind die Flüchtenden Schleppern und Grenzsoldaten ausgeliefert. Genauso schutzlos war ich dem Polizeichef von A'zaz, Sheik Yussuf, ausgeliefert, als ich ihn für ein Interview im Gefängnis traf. Inzwischen hatte er sich der Jabat al-Nusrat angeschlossen, die mit der Al-Qaida sympathisierte, und am Stadtrand in Richtung Aleppo kämpfte noch immer die Freie Syrische Armee gegen die Regierungstruppen um eine Straßenkreuzung. Eine Frage der Zeit, bis sich die Front wieder verschieben würde und es gab keine Garantie, dass Polizeichef Sheik Yussuf mich nicht einsperren würde. Ist das Risiko zu hoch? Eine freiwillige Abwägung, vor der Kriegs- oder Krisenberichterstatter:innen immer stehen, wenn sie rechtsstaatlichen Boden verlassen, um aus einem schwer umkämpften rechtsfreien Raum zu berichten. Es geht immer darum, das Risiko einzugrenzen: Das bedeutet, aktuelle Agenturmeldungen zu verfolgen, Genehmigungen bei sich zu haben und verlässliche Kontaktpersonen zu kennen. Meine Kontakt-



Eine Frage der Zeit, bis sich die Front wieder verschieben würde.

20 21

person war Osman. Er studierte in Japan Wirtschaftslehre und kam zu Beginn des Bürgerkrieges zurück nach A'zaz, wo er geboren worden war. Gemeinsam mit seinen Freunden, zu denen auch der Polizeichef Sheik Yussuf gehörte, half er nun dabei, überlebensnotwendige Strukturen wie Bäckereien, Müllabfuhr, Stromerzeugung usw. aufrechtzuerhalten, nachdem die staatliche Verwaltung zusammengebrochen war. Häuser in der Umgebung und Wohnblöcke im Stadtzentrum von A'zaz wurden von Fassbomben, Granaten und Raketen zerstört. Dort haben dann Überlebende keine Alternative mehr als zu fliehen. Doch ihre Flucht endet of an nationalstaatlichen Grenzen in Flüchtlingscamps, wie in jenem direkt am Grenzübergang zur Türkei. Ganze Familien lebten dort bereits seit vielen Monaten in Zelten. Einige Taschen mit Kleidung, Matratzen und Decken hatten sie noch mitnehmen können. Und selbst wenn sie mehr mitgenommen hätten, würden sie mit dem Hausrat nicht weit kommen, schon gar nicht über die türkische Grenze. Seit Monaten ist der Grenzübergang Kilis für Fliehende geschlossen. Zu viele sind bereits in die Türkei geflohen, und zu wenige wollen weiter nach Europa. Zu gefährlich und zu ungewiss wäre das. Einige wenige gehen das Risiko aber dennoch ein. Zu gering ist ihre Perspektive in der Türkei.

Um nicht nur die Fluchtursachen, sondern auch die Hürde aufzuzeigen, die für Fliehende nach Europa am schwersten zu überqueren ist, habe ich in Istanbul einen Schlepper begleitet, der Geflüchtete zur türkisch-bulgarischen und manchmal zur türkisch-griechischen Grenze bringt und dort über den Grenzfluss Evros/Meric nach Europa einschleust. An dieser EU-Grenze wurden in den vergangenen Jahren bereits mehrere Geflüchtete von griechischen Grenzsoldaten gezielt erschossen. Andere wurden zurück in die Türkei gebracht, sogenannte Pushbacks, und wer Glück hat, landet in einem griechischen Flüchtlingscamp und kann dort einen Asylantrag stellen.

Von der Türkei in die EU einzureisen ist für mich hingegen, mit deutschem Pass, kein Problem. Mein Risiko als Journalist bestand dagegen darin, gemeinsam mit dem Schlepper und seinen Spähern an der Grenze von türkischen Grenzsoldaten oder Polizisten aufgegriffen zu werden. Ohne Presseausweis oder Drehgenehmigung im türkischen Grenzgebiet mit einem Schlepper unterwegs zu sein, macht mich zu seinem Komplizen. Und wozu das Ganze? Also wozu all diese Risiken eingehen? Um die Gegenwart zu zeigen, die auf die Zukunft der Fliehenden blickt.

Özgür Uludag, *1976, ist promovierter Islamwissenschaftler und arbeitet als freier Journalist aus der MENAT Region (Middle East, North Africa and Turkey) aus Nahost für ARD, ZDF, ARTE und Zenith – Zeitschrift für den Orient. Für seine Arbeiten wurde er mit dem Grimme-Preis und dem Grimme-Online-Award ausgezeichnet, sowie für den Marler Menschenrechtspreis von Amnesty International nominiert. Er erhielt das Rudolf-Augstein Stipendium für Soziales sowie das Richard-Holbrooke Recherche-Stipendium für Nah-Ost. Er ist Mitglied bei den Neuen Deutschen Medienmacher:innen und im Hamburger Aktivist:innen- und Künstlerkollektiv Das Gängeviertel. Er ist Praxisfellow an der Akademie für Islam in Wissenschaft und Gesellschaft an der Frankfurter Goethe-Universität und außerdem kann er Vögel mit dem Mund fangen (türkisches Sprichwort).

BAKKHAI

Anne Carson

„ich wünschte, ich wäre zwei hunde,
dann könnte ich mit mir selbst spielen.“
(Anmerkung der Übersetzerin zu Euripides' *bakkhai*)

Dionysos ist Gott
des Anfangs
vor allem Anfang.

Was ist es, das
Anfänge besonders macht?
Erinnere Dich

an den allerersten Schluck Wein
aus einer richtig teuren Flasche.
Die allererste Seite

eines Krimis.
Anfang
einer Idee.

Das Kribbeln des Sichverliebens.
Anfänge haben ihre ganz eigene
Energie,

Moral,
Tonqualität,
Farbe.

Grünlichblaues Lila
taufrisch und kühl
fast schon durchsichtig,

wie eine reife Traube.
Klang der Andersartigkeit,
Dinge kurz vor dem Wandel,

sehen bereits anders aus.
Aufgeladen mit Überschwang
und kopfüber

abgeschossen
wie ein Blitz. Haltung
fantastischster Selbstsucht.

Er ist ein junger Gott.
Mythologisch kaum fassbar,
kaum angekommen

schon weitergezogen
bringt er an jenem neuem Ort alles durcheinander,
auf den Lippen, den Hauch eines anfänglichen Lächelns.

Die Griechen nannten ihn „fremd“,
und inszenierten sein Eindringen
in polis um polis

in Geschichten wie jener
in Euripides Bakkhai.
Ein gar erschreckendes Stück Theater.

Während er in Japan lehrte
wurde Stephen Hawking gebeten
nicht zu erwähnen, dass das Universum

einen Anfang habe
(und, daraus folgend, ein Ende),
da dies einen Einfluss haben würde, auf

die Börse.
Spekulationen beiseite,
wir alle brauchen eine Geschichte vor der Geschichte.

Laut Freud,
machen wir nichts, als diese zu wiederholen.
Anfänge sind besonders,

weil die meisten von ihnen keine sind.
Der neue Mensch, der man
mit diesem ersten Schluck Wein wird,

den gab es schon.
Sieh Dir Pentheus an,
wie er herumwirbelt in seinem Kleid,

so beglückt von seinem Mädchenkostüm,
dass er den Tränen nah ist.
Und wir sollen glauben,

dieses Bedürfnis wäre ein neues?
Warum hat er es, hat er das Kleid denn,
versteckt im hintersten Eck

seines Kleiderschranks?
Verkleidung ist auch nur Haut und Haar.
Sieh Dir Dionysos an,

zu früh gerupft
aus seiner Mutter Leib
und eingenäht

in den Schenkel des Zeus,
um neu geboren zu werden zu späterer Zeit.
Das Leben ist die Generalprobe

des Lebens.
Hier nun ein weitbekanntes Geheimnis
über diesen Dionysos:

trotz all der Legenden
über ihn als „neuen Gott“,
von den Griechen importiert aus dem Osten,

ist sein Name bereits zu finden
auf Linear-B-Schrifttafeln
aus dem zwölften Jahrhundert vor Christus.

Vorangehen
ist etwas, das ein Gott
ziemlich gut kann („Zeit“

ist für ihn reine Fiktion)
Sterbliche
hingegen nicht.

Sieh Dir die armen, leidenschaftlichen Damen an,
die diesem Gott huldigen,
die Bakkhai,

die sie nicht
wollen, die sie nicht
sollen, die sie nicht
dürfen

die sie nicht
wollen, die sie nicht
sollen, die sie nicht
dürfen

die sie nicht
wollen, die sie nicht
sollen, die sie nicht
dürfen

die sie nicht
wollen, die sie nicht
sollen, die sie nicht
dürfen

die sie nicht
wollen, die sie nicht
sollen, die sie nicht
dürfen

die sie nicht
wollen, die sie nicht
sollen, die sie nicht
dürfen

die sie nicht
wollen, die sie nicht
sollen, die sie nicht
dürfen

die sie nicht
wollen, die sie nicht
sollen, die sie nicht
dürfen

die sie nicht
wollen, die sie nicht
sollen, die sie nicht
dürfen

die sie nicht
wollen, die sie nicht
sollen, die sie nicht
dürfen

bereitet sich seine eigene Enthüllung,
auf alte und brutale Weise.
Dionysos hingegen

erklärt und bereut
nichts. Er ist
froh,

wenn er Dich dazu bringt zu handeln,
trotz Deiner Pläne,
trotz Deiner Politik,

trotz Deiner Neurosen,
sogar zum Trotz Deiner dionysischen Theorie vom Selbst,
etwas tatsächlich schon sehr konkret dagewesenes,

die Sehnsucht,
vor der Sehnsucht,
der Vorgeschmack auf den Beginn des Wissens um das Nichtwissen.

Ist das Leben eine Bühne,
dann ist dies seine Darbietung.
Dionysos ab.

Aus dem Amerikanischen von Maria Milisavljević

Anne Carson gehört zu den wichtigsten Schriftstellerinnen Kanadas.
In ihren grenzüberschreitenden Essays, Gedichten und Stücken lässt sie
Texte, Figuren und Stimmen aus so unterschiedlichen Epochen wie der
Antike, des Mittelalters und unserer Gegenwart aufeinandertreffen. Zuletzt
erschien auf Deutsch *Rot* im S. Fischer Verlag.

Das Schauspiel Hannover wird Teile ihrer Übertragung von Euripides'
Bakchen unter dem Titel *Dogs of Madness* am 29.04.2021 präsentieren. *Dogs
of Madness* ist der zweite Teil des Theaterfilms *3 Poems – 3 Gedichte*, einer
Koproduktion mit dem NNT Groningen.



Zerstörerinnen von Vieh
und Einheimischen
und Pentheus, dem König.

Sie hatten eine Existenz vor dieser.
Der Hirte beschrieb sie
als friedlich in den Bergen weilend

„so ruhig wie die Knöpfe eines Hemdes.“
Dies ist die Welt vor Auftritt des Menschen.
Dann jedoch taucht die Mannschaft auf

und all die Gewalt nimmt ihren Anfang.
Was soll uns das sagen?
Der Schock des Neuen